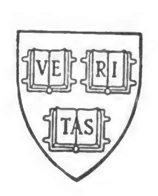
Das Rätsel: Jude

Awrum Halberthal





A. Halbert

Das Rätsel: Jude

Der Roman eines modernen Juden

Verlag Hans Priebe & Co.,
Berlin-Steglitz.





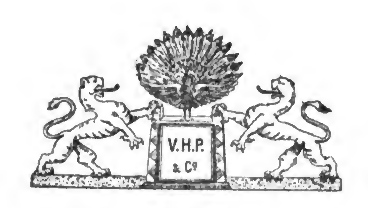
Das Rätsel: Jude.

Das Rätsel: Jude

Der Roman eines modernen Juden

von

A. Halbert



1904.
Verlag Hans Priebe & Co.,
Berlin-Steglitz.

Teuere Eltern —:

Es ist der Samen Euerer Liebe, der aufgeht . . .



Mein Buch!

> Der Mensch der Erkenntnis muß nicht nur seine Feinde lieben, sondern auch seine Freunde hassen können.
>
> (Nietzsche-Zarathustra.)

Das Judentum ist das Experiment der Weltgeschichte.

— — — — — — — — — — — — —

Die Geschichte huschte vorüber auf den Fittichen der Zeit. . . . . . . Sonnen kamen und vergingen, Geschlechter entstanden und verschwanden, Völker eroberten und versanken, Nationen kämpften und siegten und unterlagen, Tage verschlangen Nächte und Nächte Tage —:

Das Judentum hielt stand — stark, sicher, fest und unerschütterlich. — Im Eden-Garten des Lebens glühten Rosen, schmeichelten Düfte, kosten Blätter, lockten Strahlen —:

Das Judentum wurzelte fest, standhaft, kraftreich und unerschütterlich. — Sengende Strahlen lohten, Mittagssonnen-Gluten brannten, üppige Lüfte wehten, schwere, schwüle Gier-Dünste, heiße Griechen-Schönheit betäubte — Der Jude ward schwach, willenlos, freiheitsberaubt —:

Das Judentum blieb stark, willenskräftig, felsenfest. — — — — Dunkle Pfade ging sein Schicksal in düsterer Dickichts-Wildnis, in öden Einsamkeits-Wüsten . . . tappte, tastete, schlug sich die Stirn blutig . . . . dunkle, tief dunkelrote Blutstropfen flossen auf dem Altar des Lebens . . . Märtyrer des Glaubens . . . Märtyrer des Lebens —:

Das Judentum blieb heil, unversehrt, kraftschwanger. — Stürme türmten Wellen, trieben, peitschten, jagten, hetzten seinen tausendjährigen Schmerzens-Nachen . . . . tosende Fluten umringten, umrankten es —:

Das Judentum glitt oben — ruhig, majestätisch, sicher.

— — — — — — — — — — — — —

Ein schaurig-schönes, grausig-tiefes Geheimnis!

Die Verkörperung aller Gedankentiefen, aller Willensenergieen, aller Daseinsmöglichkeiten, aller Gefühlswelten, aller Empfindungssphären liegt in diesem Geheimnis, birgt dieses große, alte, ewig-neue Rätsel . . . .

Glanz und Duft und Ton — Elend und Schmach und Schmerz . . . Bebende Furcht und geheimnisvolle Schauer, Liebe und Haß, Lachen und Leiden, Fluch und Segen, Sang und Klage, Jubel und Trauer . . .

Weltenweite . . . Weltenenge . . . Weltenlust . . . Weltenschmerz . . .

— — — — — — — — — — — — —

Will ich dieses Rätsels tiefe Inbrunst, dieser Inbrunst tiefsten Grund entdecken?

Kann ich dieses Geheimnisses Schleier lüften?

Nein, Du, mein Buch bist nicht entstanden in stiller, grübelnder Einsamkeit. Du hast nicht gelauscht dem jauchzenden Singen in Waldes-Stille. Du weißt es: Nur eine lachende Sonnigkeit, ein glitzerendes Kosen der Lebenslüfte hat Dich angestrahlt. Angestrahlt, angelächelt nur . . .

Du entstandest im Leben, im pulsierenden, sprudelnden, schäumenden Leben. Im Leben, das Kampf — im Kampf, der Leben heißt.

Erst jetzt, da Du geworden bist, erst jetzt vernimmst Du das Pochen im Innern, das Tönen nur Dröhnen in Hirn und Herz.

Ein Schauer geht durch die Luft: Laue Dämmer-Schauer . . .

Und ein Beben durchs Herz: Liebes-Dämmer-Beben . . .
Die Bäume stehen still und neigen sich . . . neigen sich . . .
Die Herzen halten an und horchen . . . . horchen . . .
Und die Augen sind geschlossen, lauschen . . . lauschen . . .
Da — — ein Brausen und Schallen, ein Sausen und Wallen, dämmevernichtend, schrankendurchbrechend — —
Das Meer des Lebens!

Mein Buch —: Geh hinaus, tauche hinab, sags den Menschen, sags den Juden, sags den Christen, sags den Alten, sags den Jungen, sags den Männern, sags den Frauen:

Das Leben will Menschen, schöne, starke, gesunde Menschen . . .

Berlin, im Mai 1904.

A. Halbert.

I.

„Vaterschmerz; Väterschmerz; Urväterschmerz."

Ich war neun Jahre alt; unreif im Denken, aber klug aus Gefühl, aus Instinkt. Meine Mutter pflegte, wenn ich so eine recht altkluge Frage stellte oder eine trotzige, superkluge Antwort gab, mich an ihr Herz zu drücken und stolz und hoffnungsfreudig zu murmeln: „Ministerkopf!"

Was das heißen sollte, verstand ich nicht, aber ich wußte, etwas Großes, an Verstand Ueberragendes mußte es sein, ein hohes Ziel; die Augen der lieben Mutter würden sonst nicht so froh und zuversichtlich glänzen.

Ich weiß, daß ich fleißig war, sehr fleißig, denn meine Mutter sagte mir, nur so kann man groß werden, eine Rolle im Leben spielen, eine Stellung einnehmen.

Nun, als ich älter ward, wußte ich, daß ein Minister eine sehr hohe Stufe, die höchste Stufe sei,

die ein Bürgerlicher erklimmen könne. Ich erfuhr auch, daß der „Ministerkopf" zuerst das Gymnasium besuchen müsse, acht lange Jahre Griechisch und Latein büffeln muß, sozusagen den Verstand dem Gedächtnis unterordnen; dann erst die Universität besuchen und endlich Doktor werden.

Also Doktor! Nicht Minister.

Genau erinnere ich mich noch, wie meine Mutter mich in die Schule zur Aufnahmeprüfung brachte, wie sie Freudentränen lachte und weinte, als ich fliegenden Atems die Meldung brachte: Angenommen. Wir gingen nach Hause und ich hörte sie still murmeln: „Daß der Vater das nicht erleben konnte."

Zu Hause sprach sie mir viel vom Vater. Ich solle ihm im Grabe Ehre machen. Ihm und meiner Religionsgemeinde, dem Judentume.

Ich weiß nicht: Mir drängte sich die Frage auf, warum sie vom Vater im Grabe und vom Judentume in einem Atemzuge spreche; als ob das Judentum auch im Grabe — —

Ich stellte die Frage nicht; ich sagte nur: „Gelt, Papa weiß es jetzt?" Die Mutter nickte mit trauervollen Augen und küßte mich. Ich aber konnte den Gedanken nicht los werden: Der Vater im Grabe und das Judentum . . .

Das waren wohl meine ersten religiösen Gedanken. In unserem Hause wurde nämlich diese Frage selten berührt. Ich wußte, daß ich ein Jude sei. Was das heißt? Was es bedeutet? Nun, kein Christ, wie Fritz und Waldemar. Unterschiede, begriffliche, gedankliche oder gefühlsmäßige kannte ich keine. Später erst, als die Seele reifer wurde, als das metaphysische Bedürfnis sich steigerte und Stillung verlangte, ergründete ich, wie das kam, kommen konnte.

Vater war, was man so nennt, freireligiös. Ein Mensch muß man sein; an Herzen glauben, an Liebe und Wahrheit. Die Form der Betätigung ist die Religion; die ethische Garnierung. Hauptsache ist, daß man gut sei, gut und wahr und edel.

Meine Mutter hat mir mal diese, seine Ideenwelt auseinandergesetzt, als ich 12 Jahre alt wurde. Am Todestage des Vaters legte ich den Talis über die Schulter und betete Kadisch für Vaters Seele im Jenseits.

Das war für mich merkwürdig, alles, was an diesem Tage geschah. Ich weiß es jetzt, es war der Reiz der Neuheit. Mutter nahm mich großen Jungen auf ihren Schoß und erzählte mir: Was bei den Christen die Konfirmation, das sei bei uns die „Bar-Mizwoh". Ich käme früher zu dieser Vergünstigung, da Vater gestorben sei.

Und nun erfuhr ich alles von Vater und Mutter. An diesem Tage wurde ich reif.

Mutter war die Tochter eines frommen, traditionstreuen Rabbi, dessen Hauptbeschäftigung die jüdische Lehre war. Sie habe den Vater geheiratet, trotzdem seine Denkungsart eine andere war. Er schwärmte für gleiches Menschenrecht und gleiche Menschenpflicht. Hier machte sie eine Pause. Ich blickte zu ihr empor und sah, daß sie die Augen geschlossen hatte, wahrscheinlich um die einstürmenden Erinnerungen und vorüberhuschenden Vergangenheits-Bilder besser bannen zu können.

Ich legte meine beiden Arme um ihren Hals: „Mutti!"

Es schien, als ob sie geträumt hätte und jetzt erwachend zusammenfuhr. Ihre Augen waren trocken, doch stark gerötet und mir kamen die Pupillen außergewöhnlich groß vor, wie in Angst und Bangigkeit aufgerissen.

Ihre Stimme hatte nicht die gewöhnliche melodische Milde, den einnehmenden harmonischen Klang. Gepreßt kamen die Worte heraus, sinnend und nachdrucksvoll. Gespannt hafteten meine Blicke an ihrem Mund. Und wie ich so in ihr Gesicht blickte, sah ich die Mundwinkel mit ihren feinen, scharfen Einschnitten. Daß hier viel Kummer verborgen liegt, harte Erfahrungen wußte ich nicht.

Aber in mir stieg eine Ahnung auf . . . und ich küßte der Mutter Mund.

Sie drückte mich an sich und begann unvermittelt: „Also Dein Vater war ein Jude, das heißt ein Mensch, ein ehrlicher, wahrheitsliebender Mensch. Er hatte hier eine große Praxis, auch bei vielen christlichen Familien. Alle liebten und schätzten ihn, denn er hatte ein sonniges, friedliches Wesen. Er hätte weiter kommen können, viel weiter, höher steigen, viel höher, aber er war Jude."

Mich traf ein fragender, angstvoller Blick, aber auf halbem Wege begegnete er dem meinigen, ebenfalls fragend, neugierig und erstaunt. Die liebe Mutter dachte wohl, ich würde es nicht verstehen, was denn den Menschen vom Juden so unterscheide.

Ich verstand es nicht ganz. Aber dieser Moment stand mir im späteren Leben oft vor Augen, in Stunden, wo ich gekämpft habe mit dem Schicksal, mit der Torheit, mit dem Vorurteil und mit dem Haß.

So gut es ging, erklärte sie mir den gesellschaftlichen Gegensatz; den religiösen berührte sie nicht.

„Die Menschen sind schlecht," sagte sie; und dann als ob sie diesen Pessimismus in meine Seele zu verpflanzen fürchte, fügte sie rasch hinzu: „Der

Eifer macht sie blind. Sie vergessen, daß sie Menschen sind, Brüder eines Vaters, eines Lebens ...“

Ich hätte fragen mögen, warum denn Christen und Juden überhaupt vorhanden sind. Jedoch die düstere Geschichte kam dann von der Mutter Lippen — jene Geschichte, die mit ehernem Griffel eingegraben wurde in mein junges Herz, die wie ein roter Faden durch mein Leben, Wollen und Sehnen ging, die unvergeßliche Formen annahm, mir meinen Vater aus dem Grabe erstehen ließ als eine große, heroische Persönlichkeit, jene Geschichte, die mich alt machte in den Jahren der Kindheit, die mich jung werden ließ im Alter der Schwäche, die mir Kraft gab — jene Geschichte, die mein Leben, meine Tragik, mein Schicksal wurde.

Leise, ganz leise, halb erregt, halb mühsam sprach Mutti. Ihr Flüsterton aber hatte etwas vibrierendes, bebendes, zuckendes, verhalten-schluchzendes, das ich an ihr nicht gewöhnt war und das mir einen eisigen Strom über den Rücken ergehen ließ. Still war es um uns; ich hörte nur sie:

„Vater war nie ein fanatischer Jude. Ruhig, fest und sicher, wie sein Auftreten, war sein Charakter. Doktor Frei, der Gleichmütige, nannten ihn seine Freunde. Sein Gesicht mit den starken, ausgeprägten, männischen Zügen zeigte immer ein freundliches Lächeln, ein strahlendes Auge. „Die

Welt ist gar nicht so schlimm, wie sie aussieht," pflegte er zu sagen, wenn man ihn nach seinem Wohlbefinden fragte. Er identifizierte sich zu sehr mit der Welt. Er hatte auch einen außerordentlichen Einfluß über die Menschen. Des Tages war er selten zu Hause; seine Praxis war ausgedehnt. Nur abends kam er heim."

Sie schwieg und wieder hatte sie die Augen in Erinnerung geschlossen; ich wartete ruhig, unverwandt ihr Gesicht musternd. Sie fuhr fort:

„Sein ganzes Wesen strahlte Frieden aus ... und Glück, wenn er Dich so auf den Arm nahm."

„Mich?" Zitternd, fast tonlos fragte ichs. Mir wurde kalt. Sie schüttelte leicht das Haupt: „Du erinnerst Dich dessen nicht, mein Liebling. Du warst kaum zwei Jahre alt, als er starb. Aber er hatte Dich lieb. Seine schönste Beschäftigung, seine Ausspannung, wie er sich ausdrückte, warst Du. — Nur groß sehen wollte er Dich." . . .

Ich fühlte, wie mir der Atem fast stille stand, während die Pulse an den Schläfen hämmerten. Etwas Unbegreifliches, Geheimnisvolles erfaßte meine Seele. Ich lauschte mit allen Sinnen:

„Mit Dir war er ein Kind, ein tolles Kind, groß und liebreich ..." Leise kam ein Schluchzen aus ihrer Brust. Mit verschleierter Stimme sagte sie:

„Plötzlich eines Tages kam er nach Hause, aufgeregt und bleich. Er müsse jetzt arbeiten, die ganze Nacht, ich solle ihn nicht stören. Eine halbe Nacht lag ich und lauschte und horchte in Angst und Zweifel und Furcht. Ich wußte, ein finsteres Geheimnis herrschte hier vor, das er mir zu verheimlichen wünsche. Da öffnete sich die Türe und er kam herein. Er war nicht erstaunt, mich wach zu finden. Er setzte sich auf den Bettrand, nahm meine Hand und blickte mir ins Auge. Dann nahm er Dich — Du lagst an meiner Brust — und legte Dich behutsam in die Wiege. Einige Minuten kämpfte dieser starke Mann mit den Tränen, dann sagte er mir alles: Er saß im Kaffee mit einem Kollegen. Einige Offiziere saßen am Tische daneben und tranken. Plötzlich sei das Wort „Jude" an sein Ohr gedrungen. Er drehte sich um und sah einen kleinen, roten Jungen, der Apfelsinen anbot. Die Offiziere lachten überlaut und zum zweiten Male vernahm Vater: „Jude — Marsch." Da habe er sich erhoben und dem Offizier eine Ohrfeige versetzt. Der forderte Genugtuung und heute Morgen sei der Termin . . . der Ehre Genüge zu leisten."

Jetzt drang das verhaltene Schluchzen durch; nur abgerissene Worte vernahm ich: „Man — brachte — ihn — tot — nach — Haus."

Drei Rätsel blieben mir in Hirn und Herzen haften: „Jude, Ehre, Tod.“

Und meines Vaters Bild stand vor mir, groß und leuchtend. Mutti küßte mich und ihre salzigen Tränen machten meine Wangen naß . . .

II.

„Ich liebe den, welcher die Zukünftige rechtfertigt und die Vergangenen erlöst.“

Drei Rätsel! Oder Geheimnisse: Jude, Ehre und Tod . . .

Gewöhnliche, christliche Sterbliche stehen wohl auch vor dem Rätselhaften, vor dem Geheimnisvollen der Religion und fühlen den Drang der Frage: Warum? Und Ehre und Ruhm jagen sie wohl auch nach und kämpfen und hasten und jagen und fallen ebenfalls auf dem Kampfplatze des Lebens — doch das Rätsel, das Geheimnis, das Mysterium: Jude hat mit dem metaphysischen Grübeln wenig zu tun; außer der Frage „Warum“ tritt hier die Frage des „Wieso“ hell und brennend hervor. Nicht warum lebe ich, wozu kämpfe ich mit der Welt, mit dem Leben, mit der Natur, mit allem Gewordenen, fragt der Jude, sondern, wie bin ich so geworden, wieso bin ich Jude und wieso soll ich

als Jude ein anderer Mensch sein, eine andere Natur haben, als die anderen.

Ich, der junge, unentwickelte Knabe konnte diese mehr empfindungsmäßige als begrifflich-logische Unterscheidung nicht machen.

Was ist denn ein Jude? Wieso? fragte ich mich in jener denkwürdigen Nacht nach Mutters Erzählung.

Ich lag mit offenen Augen und starrte hinaus ins Dunkle, dann gegen die Decke, dann schloß ich wieder die Augen. Und immer wieder ertönte die Frage: Was ist ein Jude?

Ich suchte alle Vorstellungen zusammen, die ich hatte, alle Erinnerungen, die mein kleines Hirn barg. In der Schule hatte ich keine Religion gehabt. Unser Verkehr war kein jüdischer.

Was ist ein Jude?

Da ich das „Was" nicht ergründen konnte, konzentrierten sich meine Gedanken auf die Frage: Wer ist ein Jude?

Und da stürmten die Erinnerungen auf mich ein. Die Synagoge, in der ich war, die Gesichter, die ich gesehen, die Bilder alle; und unter ihnen gleichsam hervortretend, emporragend die schöne stattliche Gestalt meines Vaters.

Mich fröstelte nicht mehr, wie bei Mutters Er-

zählung, denn ich sah ihn vor mir, greifbar, deutlich, leibhaftig.

Wie seine Augen Funken sprühten, wie seine Gestalt sich reckte, als er an den Offizier herantrat! Die rege Phantasie malte mir grausig-schöne Bilder. Welch entrüsteter Stolz und verletztes Ehrgefühl drückte seine Haltung aus, sprachen seine Augen, diese großen, tiefen Augen.

Und warum? Was hatte ihm der Offizier getan?

„Jude" hat er gesagt. Hier verweilte ich lange; bei diesem Gedanken wollte mir die Phantasie nicht zu Hilfe kommen. Er war doch Jude. Und nicht mal ihm hatte es der Offizier zugerufen, sondern einem, wie hatte doch Mutti gesagt? — einem rothaarigen Jungen, der Apfelsinen verkaufte.

Warum verletzte ihn das?

Und so kam ich Schritt für Schritt weiter. Seine Ehre hat er verletzt. Ich fand keinen Zusammenhang. Bis zuletzt die Müdigkeit meine Augen schloß ,die Erinnerungsbilder sich vermischten und die sprunghafte Traumwelt Macht über mich gewann.

Seine Ehre hat man verletzt — also: Jude und Ehre — — Er ging in den Tod . . .

Unruhig schlief ich ein und Träume ließen mir auch im Schlaf keine Ruhe. Menschen, die ich nie

gekannt, sah ich; auch Schulkollegen; aber sie waren groß, erwachsen und gingen stolz einher. Ich nur lag wie immer an der Mutter Brust. Dann stand die Mutter auf und schickte mich fort . . . sie weinte . . . wir waren an der Gruft des Vaters . . .

Mutter konnte nicht sprechen und ich fragte immer. Bis ich plötzlich sah, daß Mutter gar nicht da ist . . . Ich war allein . . . Ich wollte weinen . . . aber da kam wieder der Vater und nahm mich auf den Schoß und küßte mich.

Verworrene, verwobene, ineinandergeschlungene Geschehnisse sah ich, und überall war der Vater dazwischen, mit seinen großen, tiefen Augen.

Im Traumleben wunderte ich mich über nichts, wenn es noch so toll, noch so merkwürdig, noch so unzusammenhängend war; mein Verstand schlief. Dafür kämpfte ich umso erbitterter mit dem Wirklichkeitsleben.

*   *

*

Mutti weckte mich mit einem Kuß: „Wie hast Du geschlafen, Liebling?"

„Danke, gut."

„Du mußt bald in die Schule," sagte sie und

legte mir meinen Anzug zurecht; während dessen fragte sie, wie mir schien, mit unsicherer Stimme: „Hast Du geträumt?"

Ich schwieg zuerst, dann sagte ich: „Vom Vater."

Mutti ging hinaus und als ich sie beim Kaffee wieder sah, hatte sie rotgeweinte Augen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von jetzt ab änderte sich das Verhältnis zwischen Mutter und mir. Nicht daß wir uns anders entgegenkamen, weniger liebevoll, weniger anhänglich oder weniger zärtlich — nein! Ich hatte meine Mutter unendlich lieb, wie keinen Menschen früher oder später.

Aber ein merkwürdiger Ton von Ernst lag in unseren nunmehrigen Gesprächen. Enger schlossen wir uns einander an, besonders Mutter umgab, umwob, umringte mich mit Liebe. Doch die Atmosphäre des Todes ließ sich nicht verscheuchen.

Unser Gespräch konnte wie immer beim freudigsten Gegenstande beginnen, der Schlußakkord war doch immer der Tod, die Todeshymne auf den Vater. Ich lernte da erst die Seele meiner Mutter in ihrer ganzen, tiefen, unergründlichen Liebe kennen.

Sie sagte immer: Vater. Und das tat mir

wohl; sie dachte jetzt nur an mich. Ein Zug von starrem, unbeugsamen Egoismus schlich sich in mein Herz hinein. Ich sah, daß Mutter die Erinnerungen schmerzten und doch fragte ich immer wieder: „Warum hat denn Vater sterben müssen?"

„Weil er den Offizier geohrfeigt hatte."

„Vater war doch aber gut?"

„Er hat Vater gekränkt."

Da hörte ich es also: meine Kombination war richtig. Ich freute mich ordentlich ... Und spann meinen Gedankenfaden weiter: Er hat ihm „Jude" gesagt, das heißt nicht mal ihm, sondern in seiner Gegenwart — also — —

An einem stillen Winterabend, beim singenden Teekessel, legte ich Mutter diese logischen Erwägungen vor. Sie nahm meine Hand. Sie zog mich nicht wie gewöhnlich an sich, sondern rückte ihren Stuhl dem meinigen nahe, ganz nahe heran. Dann erhob sie sich noch einmal, goß Tee ein und setzte sich wieder hin. In ihren Bewegungen lag nicht die sonst entzückende Grazie und die geschmeidige Ruhe, wie ich's an ihr gewöhnt war. Eine ihrer Flechten fiel vom Haupte und ich sah silbergraue Fäden drin ...

Und plötzlich ergriff sie meine beiden Hände und sagte: „Ernst, sehr ernst, mein Junge!"

Eine neue Welt war es, die mir ihre Rede

offenbarte. Sie erzählte vom Judentume, von den Juden im ganzen und im einzelnen, von ihrem Vater und ihrer Mutter.

Zug für Zug paßte ich diese Welt in meine kleine Erfahrungswelt hinein und ich wurde weise, ach! so weise!

Keine Geheimnisse mehr, keine Rätsel, keine Mysterien. Nur Ursache und Wirkung: Haß und Verfolgung, Vorurteil und Marter.

Das Spiegelbild der Wirklichkeit sah ich mit großen erschreckten Kinderaugen. Die Wirklichkeit stürmte erst später auf mich ein mit ihrer ganzen elementaren Wucht, mit ihrer intensiven, vernichtenden Kraft.

Besorgt blickte mich Mutti an: „Hast Du verstanden?"

Ich küßte ihr beide Hände, heiß und inbrünstig: „Ja, geliebte, einzige Mutti . . ."

III.

„Ihr sollt nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber nicht Feinde zum Verachten."

In F . . ., der kleinen Provinz-Stadt, wo wir wohnten, war ich der einzige Jude am Gymnasium. Außerdem noch ein Protestant; sonst waren alle katholisch. Wie gewöhnlich bei Jungens gleichen Alters mit verschiedenen Fähigkeiten, Anlagen und Neigungen bildeten sich im Schulhaus, besonders aber im Schulhof, während der Pause Gruppen. Nicht feindliche, aber entgegengesetzte. Wir hatten eben andere Interessen. So gab's eine May-Gruppe: Verehrer Carl May's. Anderen machte es Freude, Jagd auf Töchterschülerinnen zu machen, wieder andere taten sich zusammen, dem Mathematik-Lehrer Possen zu spielen.

Ich schloß mich keiner Gruppe an; aber, offen gestanden, wurden mir May's Romane bald über und da ich in Mathematik immer „Eins" hatte,

also keine Ursache zur Befehdung des Lehrers vorlag, schloß ich mich der mittleren Gruppe an: Ich wurde ein Töchterschülerinnen-Held.

Das Wort ist draußen: Ein Held! Ich darf's wohl jetzt sagen, da meine bleichen Lippen leicht darüber lächeln . . .

Wie weit liegt das doch alles zurück! Herr Gott — wie weit! Als ich in der Mitte zweier Kameraden ging, um die „kleine Krabbe" mit den blonden Zöpfen und den Nixenaugen zu gewinnen.

Ich war derjenige, der „ansprach", der die Kosten des Gespräches und den Stoff zum Lachen bot; ich war der Held. Und so naiv, so selbstlos war mein Heldentum, daß ich es gerne in den Dienst von Kollegen und Freunden stellte.

Ich rannte den Mädchen auf dem Eis nach, knüpfte ein Gespräch an und stellte dann einen Freund vor und lief spornstreichs davon, diese Mission auch anderswo zu erfüllen.

Das war selbstverständlich; ich bildete mir nichts darauf ein; höchstens, daß ich ein Gefühl der Eitelkeit meine Brust schwellen und heben fühlte.

Nur bei der „kleinen Krabbe" wurde es mir eigen zu Mute. Ich unterhielt mich lange mit ihr und erst als ich das „Stupsen" meines Kollegen, des eigentlich „rechtlichen Bewerbers" zu fühlen bekam, erst da entschuldigte ich mich . . ."

Aber an die Nixenaugen mußte ich lange denken an die dicken, blonden Zöpfe. — —

Anderen Tages kamen wir wieder zusammen. Ihr „Bewerber" hatte sich einen Freund mitgebracht, um seine neueste Errungenschaft zu präsentieren. Wir sprachen gerade von Schillers „Maria", als die beiden Jungens auf uns zukamen. Sie hörten wohl noch das letzte Wort, das ich sagte: „Also Sie heißen auch Maria?"

Georg sagte: „Maria ist ein alter Name."

Gewiß, das war sehr ungeschickt. Aber einen solch verachtungsvollen Blick aus diesen Nixenaugen hatte dieser Ausspruch, meinem Gerechtigkeitsgefühle nach, doch nicht verdient. Und erst dieses geringschätzige Lächeln um den kleinen, roten Mund!

Georg wollte sich deutlicher erklären, aber plötzlich fühlte ich meine Hand ergriffen und im Bogen zog sie mich mit, dann wieder in Zick-Zack-Linie, rasch, fast rasend.

Am anderen Ende des Parkes blieb sie stehen. Die Wangen waren rot angehaucht und die Stirn hatte einen bleichen Farbenton angenommen. Ich sah erst jetzt, daß sie außerordentlich starke Brauen hatte, was ihrem Gesichte etwas Starkes, Sicheres, Ausgeprägtes, Markantes gab.

Sie ließ meine Hand lächelnd los: „Ist Maria wirklich ein alter Name?“

„Ein schwerer,“ sagte ich.

„Wieso schwer?“

Ich konnte es nicht genau erklären, aber endlich gelang es mir: „Lotti“, sagte ich, „ist so jung und Rosa klingt so duftig . . .“

„Die Mutter Gottes hieß doch aber auch so und war Jungfrau.“

„Ja — aber ein schwerer Name . . . ein schweres Los.“

„Jetzt verstehe ich's,“ sagte sie, „und Sie haben auch einen schweren Namen, ich wette.“ —

„Heinrich,“ sagte ich in Gedanken.

Sie klatschte in die Hände: „Hab ich gewußt . . . so hieß doch Heine?“

„Ja.“

Während wir so standen, kamen auch Georg und sein Freund. Sie steuerten nicht gerade auf uns zu, sondern, man sah ihre Absicht genau, sie wollten nur in unsere Nähe kommen.

„Wollen Sie nicht wieder zu Georg gehen,“ fragte ich, „er hat's wirklich nicht bös gemeint.“ Warum ichs sagte? Ich glaube nicht aus Güte. Ich wollte nur mein Gewissen beruhigen. Oder wollte ich gar hören, wie sie energisch „Nein!“ sagte? Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht. So eine

Kindesseele birgt unendlich viel Empfindungs-Falten — wer weiß.

Sie sagte: „Nein!" und griff nach meiner Hand: „Wir wollen ringsherum — ja?"

Da, im selben Moment, als sie meine Finger berührte, drang ein Lachen an unser Ohr und dann ganz nahe ein Wort, das mir die Farbe aus dem Gesichte trieb: „Jude!"

Und die, die es riefen, rannten davon. . .

Maria blickte mich an. Sie schien nicht recht den Zusammenhang zu verstehen. Ich aber fühlte einen Trotz in mir aufsteigen, einen Haß sich aufbäumen, wie ihn meine Seele bisher nie gekannt hatte; und ich sagte: „Mich meinten sie."

Maria nahm meine Hand und was sie damals sagte, werde ich ihr nie vergessen; ich habe bis zu dieser Stunde den Moment gesegnet und in schweren, kampffrohen und kampfmüden Stunden sah ich immer wieder die schillernden Mädchenaugen und die roten Lippen, die sagten: „Heinrich Heine war es doch auch . . ."

In dieser Stunde lernte ich die beiden Extreme des Lebenskampfes kennen: Liebe und Haß . . .

IV.

„Oh, meine Seele, ich verstehe das Lächeln Deiner Schwermut . . .!“

Meine „erste Liebe!“ Und mein erster Haß!

So deutlich fühlte ich diesen Haß aufsteigen, sich steigern, einer züngelnden Flamme gleich, allmählich ganz von mir Besitz nehmend, wie ich andererseits ein Gefühl keimen fühlte, das meine wallenden Empfindungen beruhigte, die Schmerzen linderte und die Aufregung niederkämpfte.

Mein erster Gedanke nach diesem feigen Zuruf war der Vater: So war es ihm ergangen. Und was tat er?

Nur einen Augenblick blitzte dieser herausfordernde Gedanke auf, gleichsam eine Kluft zwischen der machtvollen Energie des Vaters und meiner Ohnmacht zeigend.

Hätte ich nicht auch? — —

Das Ehrgefühl regte sich — jenes merkwürdige Gefühl, das mir immer wie der satanische Bote

des Schicksals vorkam, die treibende Kraft der Vernichtung, jene Vorstellung, die sich in eines jeden Menschen Hirn anders malt und für die doch ein bestimmter Codex geschaffen wurde, in die man sie hineinzwängt . . .

Das Ehrgefühl verlangt Genugtuung — gewiß! Aber bei uns „Modernen" ist es immer das verletzte Ehrgefühl, das sich Genugtuung verschafft, das straff „Lehren erteilt," nicht das gesunde Ehrgefühl, das in sich selbst sowohl durch Tadel wie durch Lob gefestigt und gestählt wird.

Als meine Begleiterin mir Heinrich Heine in Erinnerung rief, war dieses, mein verletztes Ehrgefühl, bereits wieder beruhigt. Ich war Jude. Was mehr?

Auf dem Heimwege sann ich weiter: Georg und sein Freund wollten mir wehtun, mich kränken, sie waren feige genug, mir diese Kränkung ins Gesicht zu schleudern und das Weite zu suchen; aber in der Tat hatten sie nur das gesagt, was der Wirklichkeit entspricht. — —

Ein heller Himmel, sternenbesät, blickte auf mich hernieder, wie ich so gedankenvoll einherging und der gefrorene Schnee unter meinen Tritten knirschte.

„Ja," sagte ich mir weiter, „die Wirklichkeit ist da, straft sie nicht Lügen, also gilt es nur der Wirklichkeit Ehre zu machen."

Und hinauf blickte ich zu den Tausend glitzernden Welten am Firmamente: Der Name Jude soll zu Ehren kommen.

Mit der leichtsinnigen Geschmeidigkeit der Jugend gab ich mich diesem Gedanken hin. Und von da fand sich leicht ein Uebergang zu dem lichtvollen Hintergrunde dieses traurigen Erlebnisses. Maria hatte von Heine gesprochen. Er war auch Jude. Ich wußte nicht viel von ihm. Nur einige Gedichte kannte ich aus seiner Feder. Aus seiner Feder und nicht aus seiner Seele.

Aber Maria schien ihn zu kennen. Morgen werde ich sie fragen . . . Morgen! Ich wurde mir bewußt, daß ich diesen Morgen herbeisehne. Und ich freute mich: Georg und sein Freund sollten sehen, daß Maria mich vorzog, trotz. . .

Wieder eine Wendung, eine Schattenwendung ins Dunkle, Düstere. War ich denn so wenig, haftete mir denn ein Makel an, daß nur der Umgang beweisen konnte —?

Eine Bitterkeit erfaßte mich aufs Neue. Abermals die widerstreitenden Gefühle. Haß und Liebe, die Gegenpole des menschlichen Lebenskampfes und im Großen und Ganzen doch die Grundbedingungen, die Grundvesten unserer menschlichen Existenz, unseres Gefühlslebens, die Gradmesser in unserer Empfindungswelt — — — — — — —

* * *

Mutti habe ich von diesem Vorgang zuvörderst nicht erzählt. Sogar die Vornahme, über Heinrich Heine nähere Auskunft auch bei ihr zu verlangen, gab ich vor der Hand auf.

Warum, darüber kann ich jetzt keine Auskunft geben. Hauptsächlich allerdings, das steht außer Zweifel, um sie nicht zu kränken. Aber noch etwas, scheint mir, kam hinzu: Ich wollte von Maria das entscheidende Wort hören.

Kinderliebe hat etwas weibliches an sich, die des Ausspruches spottet: Geben ist seliger denn Nehmen. Das Kind empfängt alle Liebe als etwas selbstverständliches; es nimmt ohne Dank, wie Blumen sich von der Sonne küssen lassen.

Und meine Liebe zu Maria hatte etwas Kindliches an sich. Nicht Naives, sondern Rein-Kindliches. Nur etwas Dankbarkeit war wohl in dieser Liebe, obwohl ich mir dessen nie bewußt war. Wir waren zu einander so zärtlich, so liebevoll, ohne zu rechnen und zu rechten.

Als ich dann oft mit ihr zusammentraf, sah ich allerdings — und wohl sie auch — daß ein tieferes Gefühl uns zusammenführte; wir trafen uns oft „zufällig" und lobten den Zufall, dankten ihm.

Immer tiefer und fester wurzelte mein Gefühl. Maria wurde mir unentbehrlich. Und seltsamerweise kann ich das noch jetzt verstehen. Ich lache

nicht über die „Jugendtorheiten", Jugendeseleien.

Wer weiß, wie mein Lebensgang sich gestaltet hätte, ohne diese sonnige Zeit, diesen schönen, glaubensstarken, lebensfrohen Liebeserinnerungen.

Maria blieb und bleibt mir gerade in ihrem Doppelwesen unvergeßlich. Ihre lachenden Augen konnten so ernst und verständig blicken; und ihre glockenhelle Stimme konnte solch tröstliche, teilnahmsvolle Worte sagen. Ihr Lachen über meine Gedanken, über meinen Pessimismus tat mir wohler als manches Trostwort, das mir später zu teil wurde.

Sie ging fast jeden Tag zur Klavierstunde und so war es uns ein leichtes, zusammenzukommen. Lange konnten wir allerdings nicht zusammen sein. Sie hatte keine Mutter. Ihr Vater war ein alter, pensionierter Steuerbeamter, der ihre Gesellschaft und ihre Hilfe, da er gelähmt war, nicht lange entbehren konnte. Sie erzählte mir alles gleich am ersten Abend. Und später erst erfuhr ich, daß sie diesen Vater nicht liebe.

„Er hatte meine Mutter nicht lieb genug," sagte sie einfach; und dann: „Er ist stolz." Unsere ersten Gespräche drehten sich überhaupt mehr um unsere Vergangenheit, um unsere Eltern. Ich sprach von meiner Mutter.

„Ach, da müssen Sie Heines Gedicht „An meine

Mutter" lesen!" Und sie begann zu erzählen, wie ihre Mutter Heine so geliebt habe: „Die Werke Heines hat sie mir geschenkt: Der kann lustig sein wie kein Mensch und auch traurig wie keiner," hatte sie gesagt.

Ich blickte dieser Sechzehnjährigen ins Gesicht: „Lieben Sie ihn auch?"

„Ja."

„Trotzdem er Jude war?" hätte ich darauf fragen mögen und aus diesen schönen Lippen eine Antwort hören. Ich fragte es nicht; nur so ungefähr sagte ich: „Er war ein Jude."

„Ja, von Geburt, hat Mutter mir erzählt."

Ich verstand es nicht, fragte aber nicht weiter. Erst später, als Georg mir wieder in die Quere kam, sollte ichs erfahren — erhielt ich Aufschluß.

Wir sahen uns in der Schule, sprachen aber kein Wort miteinander. In stillem Einverständnis haßten wir einander . . .

Doch ein Tag kam, der Tag, wo wir die Zeugnisse erwarteten, da schleuderte er mir wieder das Wort: „Jude" ins Gesicht.

Er erhielt ein schlechtes Zeugnis und ich bemerkte boshaft: „Heinrich Heine war ein Jude und hat ein besseres Zeugnis erhalten."

Da lachte er auf: „Heinrich Heine war kein Jude . . . Heinrich Heine war getauft."

Ich ging still nach Hause, trotzdem ich ein sehr gutes Zeugnis erhielt. —

* *

*

Ein dicker, geballter Knäul von Erinnerungen und doch nur ein glücklicher Faden. —

Meine Gefühlswelt mag differenzierter, geläuterter, reiner geworden sein; glücklich war ich doch nur als Kind.

Auch als „großes Kind". Wenn ichs noch zu sein vermöchte!

Spitze Stiche verwundeten mich; ein Wort der Liebe konnte die Wunde heilen, die Blutung der Seele stillen.

Und meine Liebeswelt teilte sich nunmehr zwischen der geliebten Mutter und Maria.

Und doch kann ich mir jetzt keine Frage so schwer lösen, als die über mein damaliges Verhältnis zu diesem jungen, liebvollen Geschöpf.

Liebe und Treue, Gefühl und Dauer, Empfindung und Beharrungsvermögen scheinen doch wirklich nur selten gleichen Schritt zu halten.

Oft habe ich an Maria gedacht; jetzt, wo ich bei meinem Schreibtisch sitze, hängt noch ihr Bild neben

dem der Mutter. Und wie ich jetzt aufsehe, täuscht mir meine Erinnerung sogar eine gewisse Aehnlichkeit vor.

Aber tatsächlich ists nur eine Täuschung, eine Traumirrung. Maria war das erste Weib, das mir gegenübertrat, das erste gute, reine, hingebungsfähige: das ist der Gesamt-Spiegel. Das Kind im Weibe. —

Im Einzelnen erinnere ich mich nur des Abschiedes, wo sie mir sagte: „Als Doktor wirst Du Alles vergessen . . ." Und dann: „Willst Du mir eins versprechen? Dann gib mir das Wort, daß Du mir immer Deine Adresse schreibst, wann und wo immer es ist."

Ich versprachs und sie küßte mir die Hände.

Und das ist die Stunde, von der ich sagen kann:

„Wie lieblich und heilig war sie!" Im Wirrsal des Lebens tauchte sie unter und kam nur wieder in leisen Dämmerstunden . . . wenn ich wieder Kind ward. —

V.

„Heimat fand ich nirgends . .
Vertrieben bin ich aus Vater-
und Mutterländern.“

Nach Marburg kam ich zum Sommer, nach Ostern. Mutti hatte mich dorthin gebracht, wartete bis ich mich imatrikuliert hatte und fuhr dann, nach achttägigem Aufenthalt wieder nach Hause.

Sie schien beim Abschied gefaßt. Aber als sie im Wagen saß, bat sie mich: „Nicht warten, Kind; geh.“ Noch einmal küßte ich sie und ging. Beim Ausgang blickte ich zurück. Mutti stand am Fenster und blickte mir nach. In ihrem Gesicht war eine wächserne Blässe bemerkbar und, als sie mir jetzt zum letzten Male zuwinkte, sah ich noch, wie sie sich hinsetzte, einer Anwandlung von Schwäche ausweichend.

Ich blieb doch am Ausgange stehen, bis das Abfahrts-Signal ertönte. Knirschend und kreischend setzten sich die Räder in Bewegung. Mein Blick

hing mit gespannter Aufmerksamkeit an dem Wagen, der mir meine geliebte Mutter entführen sollte.

Sie saß und hatte das Haupt an die Fensterscheibe gelehnt, so müde, so unendlich traurig; und ihre Augen waren halb geschlossen.

Als sie sie öffnete, mußte sie mich doch bemerkt haben, sie sprang jäh auf, aber mit rasender Eile sauste der Zug vorüber. Eine Hand nur sah ich winken — die geliebte Hand meiner geliebten Mutter.

Beklemmt, mit einem bohrenden Gefühle des Weh's ging ich nach Hause. Nach Hause!? Ein bitteres Lächeln fühlte ich um meinen Mund spielen. Ein kaltes, einsames, schmerzliches Lächeln.

Nach Hause! Mutter fuhr jetzt dorthin. Ich dachte nicht darüber nach, daß auch sie jetzt bitterlich schluchzte, daß auch ihre Heimat jetzt einsam und leer geworden war. Ich dachte nur an mich, daß ich jetzt in meinem Zimmer vier fremde, unbekannte Wände antreffen werde, daß ich in eine gähnende Leere hineinkomme, zu einer Wirtin, die freundlich war — für Geld.

Mutter wird mich nicht leise und behutsam wecken, nicht für mich sorgen. Ich werde ihre treuen Augen nicht sehen, die Augen, aus denen soviel Liebe sprach und so viel zartes Verständnis.

Ich war allein!

Die Kollegien hatten noch nicht begonnen; doch ich lenkte meine Schritte nach der Universität; ich wollte Menschen sehen.

Marburgs Straßen bestehen aus langsam ansteigenden Hügeln. Von dem Bahnhof geht man Berg auf, um dann zur Universität hernieder zu steigen. Ich ging langsam hinauf, mehr mit dem schmerzlichen Weh der Einsamkeit beschäftigt, als mit Gedanken.

Ich sah die Menschen geschäftig hin und her eilen und beneidete zwei Menschen, die mit einander gingen. —

In der Universität herrschte reges Leben wie stets am Anfange des Semesters. Durch die Säulenhalle der alten alma mater drängten und hasteten die Studenten. Einige Studentinnen mit scharf ausgeprägten Zügen eilten vorüber.

Ich stand und studierte den Gebäude-Plan, um mich vorerst zu orientieren. Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ein wenig zusammenzuckend wandte ich mich um.

„Bist Du es wirklich, Heinrich?"

„Drescher?"

„Ja — was guckste mich so an?" Er legte seinen Arm in den meinigen. „Wie man sich so trifft," plauderte er, „hätte ich gar nicht geglaubt, daß Du schon so weit bist . . . Sieh man . . . Ja

— stimmt doch, wie ich in Prima war, warst Du in Untersekunda — stimmt — ja."

Ich erkannte ihn sofort. Obwohl er mir sonst nicht sehr sympathisch war, obwohl ich seine Redseligkeit nie liebte, war ich froh, ihm hier zu begegnen. Ich fragte ihn, ob er schon lange hier sei.

Da begann er wieder zu erzählen: „Ich war in Berlin ... verdammt fidele Stadt, das Berlin ... Das Leben so großzügig, weißt Du, „frei und ungebunden" ... aber ich mußte doch das Paradies verlassen, ich armer Adam ..." Er erklärte mir auch warum: „Du weißt ja, ich bin Jurist, das heißt, ich will's werden, na also, da muß ich als Hesse hier studieren, auf einer hessischen Universität" ... Und berlinisch: „Na auch jut."

Er war bereits einige Tage hier und behauptete „das Nest in- und auswendig bereits zu kennen". Ich vertraute mich seiner Führung willig an. War es doch ein Gesicht aus meiner Heimat. Und wenn er auch stark berlinerte, konnte er das heimatliche Idiom nicht verleugnen.

Er kannte alle und sprach von allen, die mir lieb waren. Er fragte viel; und dazwischen gab er mir Erklärungen, Beweise seiner erstaunlichen Ortskenntnis, wie er immer wieder betonte.

„Das hier ist das Rathaus," sagte er auf ein altes Gebäude zeigend, „das jetzt schwarz und vor

vielen, vielen Jahren wohl grau gewesen ist, das Ding da." Dazwischen fragte er: „Und der Egbert ist durch? Das ist ein Wingolf, diese mit der weißen Mütze."

So charakterisierte er die Vorübergehenden: „Hellblau ist Saxonia — strammer Kerl, der — was? Aber unbedingte Satisfaktion, diese Menschen . . . Uebrigens ist der Georg durch?"

„Nein," sagte ich.

„Nee, dachte ich; fauler Pelz. Aber Franz Hackmann?" Er wartete gar keine Antwort ab; interessiert betrachtete er die Vorübergehenden: „Siehst Du, das ist ein „V. D. St."-er."

Ich blickte hin. Es war ein bemützter Student. Er gab mir Aufklärung: „Die haben eigne schwere Waffen . . . Schwarz-weiß-rot, wenn ich nicht irre . . . Unbedingte Satisfaktion . . . Uebrigens mit antisemitischen Tendenzen . . ."

Wir waren wieder den Berg hinuntergegangen und in die Bahnhofstraße gelangt.

„Trinken wir einen Schoppen — aufs Heimweh — he?"

Ich lächelte schwach. Das Wort Antisemit war mir in seiner ganzen Unkultur noch nicht klar, aber wehmütig mußte ich denken: Gleichstrebende, gleichaltrige M e n s c h e n — warum mögen wohl die Gegner sein? Sie ken-

nen einander kaum und sind Anti? Der Herr hier geht vorüber, weiß noch nichts von mir, sieht mich an, vielleicht gefallen wir einander, vielleicht hat auch er eine liebende Mutter allein gelassen und wandert einsam am fremden Orte, vielleicht verbinden uns auch gleiche Gedanken, vielleicht sind wir im Besitze gleicher Ideale — aber nein! Von vornherein soll das ausgeschlossen sein, er muß mich hassen, weil er Anti- und ich Semit bin.

Warum? Herr Gott — warum?

Eine Bitterkeit stieg in mir auf, eine nie geahnte, tiefe, todestraurige Bitterkeit. Sind denn die Menschen nicht entfremdet genug durch den Zug des Herzens? Warum auch noch diese Entfremdung in ein System bringen, sie in Haß ausarten lassen.

So dachte ich, während wir im Restaurant saßen und fühlte einen stechenden Schmerz in der Herzgegend.

Drescher sprach ruhig weiter, ungeachtet meiner kurzen Antworten; er sprach von Berlin, von der schönen, freien Stadt Berlin:

„Das ist dort ein Leben, sage ich Dir, einzig . . . hast gar keine Ahnung — wirklich nicht. Die Studenten spielen keine große Rolle in der Stadt, selbstverständlich, bei der Riesenzahl der Bewohnerschaft, aber so in der Universität — das Studentenleben — die Lesehallenwahlen, die Finkenschaft — ich sage

Dir, das ist ein Kampf — Donnerwetter! „V. D. St." contra „V. J. St." das regnete nur so Flugblätter und Schimpfereien . . ."

So gings immer zu in undeutlichem Redeschwall, aber ich verstand von alldem genug, um meine Einsamkeit doppelt zu verspüren.

Das Einsamkeitsgefühl wuchs sich zu schmerzlicher Intensität aus. Muttern schrieb ich abends recht burschikos:

„Es gibt kein schöner Leben, als Studentenleben!" — — —

VI.

„Es gibt Kameradschaft: möge es Freundschaft geben!“

Gemütsbewegungen war ich in der ersten Zeit nicht ausgesetzt. Ich kam gar nicht zum Nachdenken, zum Grübeln.

„Arbeit ist die beste Beschäftigung,“ schrieb ich ruhig an die Mutter. Und ich arbeitete fleißig.

Mein medizinisches Studium legte es mir nahe, dem Darvinismus meine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich tat es und ward ein wenig froh. Zumal noch etwas hinzukam, woran ich am allerwenigsten gedacht, woran ich fast verzweifelt habe: Eine Freundschaft.

Freundschaft, welcher der Stachel des Egoismus, sonst die Triebfeder aller Liebe und alles Hasses, fehlt.

Zuerst aß ich in einem Restaurant zu Mittag; aber, offen gestanden, mich erfaßte der Neid, wenn ich die Studenten so rings um einen Tisch sitzen

sah, lachend, sich unterhaltend, das vertrauliche „Du" austauschend.

So entschloß ich mich in ein jüdisches Hotel zu gehen.

Was ich da erwartete?

Nun, mehr Gastfreundschaft. Das ist bei dem jüdischen Volke stärker ausgeprägt, weil sein Familienleben ein intimeres, sein Familiensinn ein ausgeprägterer ist.

Ich fühlte das, mehr instinktiv, als ich es aus Erfahrung wußte. Den Zusammenhang, daß das Vereinsamtsein des Juden ihn in die friedlichen, umfriedeten Arme des Familenlebens treibt, daß er sich seinem Kreise eng anschließt, um sich vor dem äußeren, kalten, eisigen Lufthauch des Hasses zu schützen, zu erwärmen, diesen Zusammenhang ahnte ich nur dunkel.

Mutti in ihrer gütigen Bedachtsamkeit sagte mir einmal: „Versuch's mal, wenn Du Lust hast."

Und ich ging eines Abends hin und fand dort meine Freundschaft, fand dort meinen Freund, der mir alles wurde, Auge und Ohr und Sinn, der mir des Lebens Tore öffnete, der mich Menschenherzen und Menschenseelen verstehen ließ, meinen klugen, herben Freund Alexander Stein.

Klug und herb, vernünftig und boshaft, logisch und scharf war sein Geist. Aber die Augen mit

den wechselnden Farben, die Augen mit den hellen Brauen verrieten ein Herz, das zu fühlen weiß, eine Seele, die lebt, die sehnt und die Sehnsucht nach Leben versteht und begreift.

Ein scharfgeschnittenes, kleines Gesicht hatte er, ein Gesicht, das stets lachte, entweder boshaft ironisch, dann sah man eine Doppelfalte ums Kinn, oder in sarkastischer Geringschätzung, dann wurden die dicken Lippen etwas kraus oder aber in lauernder Gutmütigkeit, wo nur die Augen in zwinkernder Beweglichkeit blickten.

So sah ich ihn zum ersten Male im Hotel G.

Er saß am oberen Ende des Tisches und las eine Zeitung. Wie ich hineinkam, nahm er sie vom Tische, musterte mich ein wenig und sagte dann: „Fräulein Helene, kommen Sie!"

Eine Mädchenstimme ließ sich vernehmen: „Sofort, Herr Stein!" Er stand auf, machte eine Verbeugung nach der Richtung, wo ich stand und sagte: „Bitte, nehmen Sie Platz. Die filia hospitalis kommt gleich." Ich setzte mich hin, nicht ohne daß ich meinen Namen nannte. Er sprang auf: „Alexander Stein heiße ich," sagte er, und gleich darauf wieder die Zeitung nehmend: „Erstes Semester — nicht?"

„Ja."

Er hielt die Zeitung vor das Gesicht und sprach

so halblaut, wie von ungefähr: „Da werden Sie sich hier wohlfühlen . . . hier . . . meine ich . . . bei G . . . Anständige Menschen . . . ja . . . das heißt: Geld steht heute außer aller Sitte und allem Anstand . . . aber sonst . . .“

Er blinzelte mit halben Augen nach mir herüber, gleichsam um zu sehen, ob ich ihn ganz verstehe; dann sagte er nur noch: „Drei Mädels sind auch hier . . . brave Kinder . . . wirklich.“

Ich schwieg. Mir kam dieser Mensch so eigentümlich vor. Er sagte alles so nebenher, so selbstverständlich, so bekannt und doch unabsichtlich. Solche Naturen verstand ich nicht.

Ein junges Mädchen trat herein: „Herr Stein!“ sagte sie; doch als sie mich sah, wurde das Lächeln, das über ihr nicht unschönes Gesicht ausgebreitet lag, ein wenig ernster, gemessener, wie man so sagt, „freundlicher“: „Guten Abend,“ sagte sie nicht mehr mit der lustigen, volltönenden Stimme, in der ein Lachen klang, wie sie „Herr Stein“ gerufen hatte. Ich war ein Fremder . . .

Doch in diesem Hause wurde ich rasch bekannt und befreundet. Es waren brave Menschen in gutem und echtem Sinne des Wortes, nur arm und habgierig, das heißt Armut, die glänzen will.

Diesen Zug hat mir wohl Stein gleich am An-

fange andeuten wollen. Er saß noch immer am Tische und las. Nur Helene zwinkerte er zu, worauf sie sagte: „Ja, sofort.“

Ich bestellte das Essen und sie ging fort. Ich erhob mich, um mir ebenfalls eine Zeitung zu holen, da legte Stein seine Zeitung aus der Hand und ohne Umschweife fragte er: „Wollen wir nicht lieber plaudern?“

In diesen Worten lag sein ganzes, echtes, liebenswürdiges Wesen. Aber er fuhr fort: „Sie sind fremd hier und sehen aus, wie — wie ein Muttersöhnchen“ — er verbesserte sich: „ich meine, wie ein Mensch, der Heimweh hat.“

„Das sehen Sie mir an?“

„Na, ich kann mich auch irren . . . Jedenfalls kann man sich zu zweien besser unterhalten, als allein.“

Er hatte wieder den Schelm im Nacken und Helene kam ihm grade zurecht, um ihr zuzurufen: „Helene, ich bin wieder einmal geistreich . . .“

Ich betone nochmals! Das Wesen, die Sprache, die Art dieses Menschen war mir ein Rätsel; aber ich fühlte, unter dieser burschikosen Maske verbirgt sich ein ganzer Mensch, den man lieb haben muß.

Später, als wir zusammen, in Freundschaft und innigem Verständnis vereint, oft auf diesem Platze,

bei diesem Tische saßen, sprachen wir oft darüber, über das merkwürdige erste Zusammentreffen.

„Du hast zu babyhaft ausgesehen, Junge; ich hatte mit Dir Mitleid," pflegte er dann zu sagen.

„Du hast Dich des Kindes erbarmt?"

„Na ja . . . Ich, Allbarmherziger . . . Ich hab's Kind mit ins Theater genommen und an der Kunst lutschen lassen."

Vergangenheit und Gegenwart verschwimmen ineinander, auch wenn ich diese einzige Freundschaft wiedergeben will. Ich fühlte mich diesem Menschen am ersten Tag eben so nahe, wie heute, wie nach Jahren.

Wer eine solche Freundschaft noch nicht erlebt hat, wird's nicht verstehen. Wem aber das Glück zu teil geworden ist, der wird verstehen, wenn ich hinzufüge: Wir gingen vom Hotel gleich ins Theater und am selben Abend bot er mir das „Du" an, das ich freudigen Herzens annahm.

Wir waren beide stolz auf diese erste Liebe, oder Liebe auf den ersten Blick.

Im Theater haben wir „Uriel Acosta" gesehen, fanden Gelegenheit, über das Judentum zu sprechen und dieses Gespräch band uns noch fester aneinander.

Meiner Bitterkeit setzte er stoische, stolze Ruhe

entgegen, meinen Klagen eine sichere feste Hoffnung, nicht auf Humanitäts-Dusel, wie er sagte, sondern „auf Kultur in unseren eigenen Reihen.“

Es wurde sehr spät, als wir uns trennten.

„Gut Nacht, Junge,“ rief er mir noch zu. Und ich träumte von meiner Mutter . . . . .

VII

„Es ist schwer mit Menschen zu leben . . .“

In unserem Zeitalter, das von der Kultur so segensreich befruchtet wurde, ist auch ein neuer Geist in unser Gesamtleben hineingekommen, der, parallel mit den naturwissenschaftlichen Erfahrungen, einem nüchternen Realismus, einem platten Naturalismus das Leben geschenkt hat.

Das ist das Schmerzenskind der Empirie; die Schattenseite der Kultur: Dieser Geist der Nüchternheit, dieser Geist der Nur-Vernunft, dieser Geist der Nur-Prosa . . . Auch wir Juden sind von diesem Geist angesteckt, dem Geist des Nicht-, nicht des Unglaubens.

Im G.'schen Hause sollte ich es erfahren, wie viel Poesie, wie viel jüdische Poesie mir in meiner frühesten Jugend verloren ging.

Ich schrieb darüber meiner geliebten Mutter und sie mochte wohl den leisen Vorwurf aus mei-

nen Worten heraushören, denn sie antwortete mir in einem sehr entschiedenen Tone:

„Du darfst nicht vergessen, mein Junge, daß Du mir mit Deiner Schilderung nichts Neues, nichts „Ungewohntes“ sagst. Mündlich hab' ich Dir von meinen Eltern erzählt. Bei diesen Eltern habe ich diese Sabbath-Abende erlebt, diese Sabbath-Ruhe gefühlt, diesen Sabbath-Frieden empfunden, von dem Du sagst, „man könne gewissermaßen aus dieser Poesie Kraft und Trotz schöpfen für jeden Kampf und alle Unzuträglichkeit.“

Ich vertauschte Frieden um Liebe, war das so schlimm? Kannst Du das nicht verstehen? Daß Dein Vater, unser Geliebter, aus dem Kreise der Liebe gerissen wurde, wer kann etwas dafür? Fühltest Du zu Hause ein Bedürfnis, einen Mangel an Glück, an Ruhe, an Frieden.

Gewiß — oft, wenn Vater Sabbath-Abend weggerufen wurde und ich allein blieb, als Du noch klein warst und auf meinem Schoße einschliefst, da dachte ich an die Eltern, an die leuchtenden Gesichter, an die strahlenden Kerzen — an Sabbath-Stimmung.

Mein geliebter, einziger Junge, denkst Du noch daran, daß es Abende gab, wo Du in Deiner kindlichen Art sagtest: „Mama ist sön“ und dann zupftest Du an meinem Halskragen und sagtest aber-

mals: „ſön — weiß . . .“ — das war mein Sabbath-Kleid, das ich jeden Freitag an hatte . . .

Nicht aus Pietät; meine Eltern wußten, daß Dein Vater vom Judentume nicht viel hielt — ich tat es aus Freude an der intimen Stimmung, aus Erinnerung, aus dankbarer Erinnerung an die umfriedeten Sabbath-Stunden.

So wenig kennſt Du Deine Mutter, lieber, großer Junge, daß Du ſie fragen zu müſſen glaubſt, ob Du ihr viel davon erzählſt, von den ſchönen Stunden, die Du verlebſt.

Ruhe! Ich hab' kein größeres Wort gehört, ich kenne kein größeres Gebot, als Ruhe, Frieden ausſtrömen laſſen. Und Liebe! Mein Junge, Du kennſt Deine alte Mutter doch noch zu wenig.“

Es war nicht Zufall, daß ich dieſen teueren Brief am Freitag Abend erhielt, als ich in froher Stimmung mit „meinem Alex“ von G. kam. Da lag der Brief da und als ich ihn geleſen hatte, gab ich ihn meinem Freund.

Er nahm ihn zögernd zur Hand. Erſt als ich ihm ſagte, er ſei von meiner Mutter, begann er zu leſen. Ich ſetzte mich aufs Sofa, geſpannt die Züge und den Ausdruck meines Freundes beobachtend. Er war fertig, faltete ihn wortlos zuſammen, legte ihn auf den Tiſch, zog ſich den Man-

tel aus, öffnete das Fenster und endlich ließ er das Wort fallen:

„Eine liebe Frau, Deine Mutter.“

Das klang so doppelseitig aus seinem Munde, der scharfe, sichere, unzweideutige Urteile auszusprechen pflegte. Ich blickte ihn fragend an und er verstand mich:

„Siehst Du, lieber, großer Junge,“ — er ahmte meiner Mutter nach — „diese Stimmung, wie wir sie heute bei G. fühlten, sahen, hörten, empfanden — ich meine diesen Ausdruck der Behaglichkeit, des Sich-wohl-fühlens, der aus den Melodieen widerhallte, die der Vater mit seinem Baß und die Töchterschar mit ihren Fistelstimmen sangen, der Kerzenschein, das weiße Tischtuch, die zufriedenen Gesichter, kurz alles, was wir heute erlebten, ist nur so schön, so stimmungsvoll, so intim, weil wir das Gefühl, den Instinkt meinetwegen, dafür hatten, weil die Erziehung sie uns einflößte —“

„Mir?“ fragten meine Augen.

„Laß mich ausreden, Junge . . . Bei Dir ist's vielleicht von der Mutter ausgegangen, vielleicht mit der Muttermilch eingesaugt worden . . . Oder aber ist Deine Mutter in ihrem Wesen von solcher Innigkeit, daß alles Derartige Dir willkommen, Dir angepaßt ist . . .“

Er hielt inne und ich konnte fragen: „Aber

eine Religion, die soviel Innigkeit in sich birgt, ein Volk, das für den Frieden, für die Stimmung so empfänglich ist, warum wird es gehaßt und verfolgt?"

„Du wirst gleich religions-philosophisch — Kerlchen. Aber wollen mal sehen. Wir Juden haben Temperament: ad I. Deshalb haßt man uns und zwar immer mehr, je weniger man's selbst hat. Das Temperament lebt sich am besten aus in Extasen, sagen wir Stimmungen. Das begreift man nicht. Ad II. kommt der Intellekt. Den verzeiht man uns noch viel weniger. Ergo sagt man, unser Temperament beute die Anderen aus, unser Lebensdurst raube den Anderen den Wasserquell, unser Intellekt mache ihnen den Geist streitig — und der Haß ist da . . ." Eine Pause trat ein; dann fuhr er fort: „In der Tat arten unsere Temperamente aus. Aber was man bei anderen Unbeständigkeit nennt, nennt man bei uns Undankbarkeit, Untreue, Betrug, Schwindel; wenn der Intellekt übersprudelt, nennt man's Frechheit, sonst heißt's Kühnheit . . . Man gewöhnt sich so immer mehr, wenn man vom Juden spricht, ein „Weil" oder ein „Trotzdem" beizufügen. Und mir scheint, das „Trotzdem" hat uns mehr Wunden geschlagen, als das „Weil" uns geschädigt hat . . ."

Er ging im Zimmer auf und ab, dann sagte er

plötzlich: „Deine Mutter ist doch eine liebe Frau . . . grüße sie von mir, lieber, großer Junge . . .“ Und wie seine Worte, so war auf sein Aufspringen ohne Uebergang; er legte sich den Mantel um die Schultern und sagte: „Gut' Nacht, auf morgen bei G.“ Ich nahm Mutters Brief, als er gegangen war und las und sann, lange, lange. —

VIII.

„Schmale Seelen sind mir verhaßt,
Da steht nichts gutes, nichts Böses fast.“

Sonnabend kam ich zu G. und fand an der Tür einen großen Zettel: Jüdische Studenten haben am selbigen Abend eine Zusammenkunft, eine Vorbesprechung behufs Gründung eines Vereins, bezw. näherer Zusammenschließung.

Freund Stein lächelte, als er, beim Tische sitzend, mich den Zettel aufmerksam lesen sah.

„Prost Mahlzeit!“ rief er mir zu, als ich näher trat. Er war in Stimmung, das sah ich, aber dann mußte ich bemerken, daß es Galgenhumor-Stimmung war. Ich fragte ihn, ob er heute abend „mitmachen“ werde.

„Warum nicht?“ sagte er, und dann in seiner ironischen Tonart: „Kampf der Elemente beiwohnen.“

„Du meinst?“

„Man spricht immer vom „jüdischen Element“

. . . Ich behaupte, jeder Jude ist ein besonderes Element . . . Ja, verstehst Du übrigens nicht. Wirst aber heute abend erfahren."

Ich wollte noch weiter fragen, wie er das meine, er schnitt mir aber das Wort ab: „Mach, daß Du mit der Fütterung fertig wirst, wir gehen zu Professor Kühnemann."

Fräulein Helene brachte mir das Essen und bemerkte: „Ihr Freund ist heute unausstehlich."

„Lenchen! Ich war Ihr Freund früher als dieser Kerl da." Er lächelte sie dabei an und fragte: „Ihre Geschwister?"

„Sind spazieren gegangen."

Stein sagte darauf, zu mir gewendet, lakonisch: „Kannst heut' die Ehre haben, die Judenschaft von Marburg lustwandeln zu sehen."

Ich war fertig. Wir gingen. Beim Hinausgehen fragte Stein: „Wann haben wir Chanuka?"

„Heute über acht Tage, wenn ich nicht irre."

„Wollen wir singen," sagte er. — — —

Draußen herrschte in der Tat reges Leben. Geputzte Frauen und mit Zylinderhüten versehene Männer; junge Mädchen „in Staat" und „junge Leute" in mehr oder weniger gut sitzenden Anzügen daneben oder hinterdrein.

Nur einige Geschäfte waren geschlossen. Aber spazieren gingen selbst diejenigen Geschäftsinhaber,

welche den Tagesverdienst ihrer Religion nicht zum Opfer bringen wollten oder konnten.

Es war Besuchszeit; zwischen 3 und 4.

„Siehst Du, mein lieber Junge,“ begann Stein, „das ist so das Typische . . . All die Leute, die Du hier umherklettern siehst, gehen zu einander oder kommen von einander. Das hier ist ein Brautpaar.“ Er zeigte auf einen kleinen Mann mit einer schlanken Dame, die augenscheinlich Mühe hatte, Arm in Arm mit ihrem Begleiter zu gehen.

„Das ist ein junges Brautpaar. Das läuft jetzt Spießruten . . . Ja, Tanten und Onkel nennt man nicht ungestraft sein eigen. Die Braut ist reich . . . selbstverständlich, sonst hätte sie diesen Mann, diese Partie nicht bekommen.“

„Was ist er denn?“

„Großes Schuhwarengeschäft, tüchtiger Kaufmann, unbeschränkter Kredit, unbeschränkte Schulden, was noch mehr?“ Nach einigem Stillschweigen fuhr er fort: „Das sind auch „Elemente . . .“ Jeder stammt aus „gutem Hause“, verkehrt nur in „guten“ oder „besseren Kreisen“ und nicht darüber hinaus oder hinweg. Gibts nicht. Das ist das Element der Kaste . . . Kastengeist . . .“

„Stolz, meinst Du?“

„Unausstehlich eingebildet . . . Siehst Du, das ist der Vorstand der Gemeinde, der mit den schlott-

rigen Beinen, der grüßt immer mit einem graziösen Kopfnicken; hast Du gesehen? Der Geist schadet uns Juden mehr als aller Haß von anderer Seite."

Wir waren in die Universität angelangt. Das Auditorium, in welchem K. sprach, war sehr groß und doch schon ziemlich gefüllt.

Wir erhielten noch zwei Plätze in der vorletzten Reihe.

Mich beschäftigte noch das Gespräch von vorhin. Und während mein Auge über die Menge von verschiedenen Studentengesichtern hinwegblickte, fragte ich Stein: „Meinst Du, daß das, dieser Kastengeist nicht überall vorhanden ist?"

Stein sagte: „Sieh einmal den Blonden dort in der Ecke mit dem zerfetzten Gesicht," und während ich hinsah, antwortete er: „Ja, natürlich, vielleicht noch viel schlimmer, aber gerade wir müssen zusammenhalten, jeden Dünkel vermeiden . . . Und das tun die Leute nicht . . . Wirsts noch sehen, heute Abend."

Professor K. wurde von einem starken Getrampel empfangen. Er war ein beliebter Dozent; modern durch und durch, hatte er eine angenehme Stimme und eine fließende Redeweise.

Alles lauschte gespannt.

Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein in aufmerksamem Lauschen, als ein Kritzeln neben

mir meine Aufmerksamkeit störte. Ich wandte das Haupt und sah ein feistes Gesicht mit kleinen Schlitzaugen. Eine große, dicke Hand hielt einen Bleistift in der Hand. Ich machte eine unwillige Bewegung und lauschte wieder den Worten des Vortragenden.

Da, ganz zum Schluß fühlte ich, wie Freund Stein ebenfalls unruhig wurde und zu dem Studenten hinüberschielte. Ich sah unwillkürlich hin und bemerkte mit großen Schriftzügen jenes Schmachwort, daß ich später auf vielen Bänken sehen, in vielen Versammlungen hören sollte, das mir aber jetzt neu war und mich unangenehm, schmerzlich berührte, jenes Wort, das so soviel Unvernunft verrät und soviel tückische Bosheit, soviel eingeimpften Haß und, wie ich später erfuhr, soviel gedankenloses Vorurteil, jenes Wort, das zum Schandmal wird für eine ganze Epoche: „Juden 'raus."

Zorn, Schmerz, Weh und Haß schnürten mir die Kehle zusammen. Stein lächelte und in diesem Lächeln sah ich so viel Grimm und Verachtung, daß mir kalt wurde.

Ich sah die Backenknochen meines Freundes und die Stirnmuskeln, wie sie sich bewegten. Ich legte meine Hand um seinen Arm und ich fühlte, wie dieser Arm zitterte . . .

„Der Mann hätte eine schallende Ohrfeige ver-

dient," sagte er, als wir draußen waren und er blieb im Säulengange stehen, als ob er ihn erwarten wolle, um ihm die versprochene Gabe zu erteilen. Dann aber besann er sich: „Der Kerl weiß wahrscheinlich garnicht, was er tat, was er schrieb."

„Meinst Du?"

„Er kennt sicherlich keine Juden . . . sondern wenige schlechte Menschen, die zufällig Juden waren." . . .

Wir gingen stumm neben einander; dann sagte ich:

„Du bist doch nicht konsequent, Stein . . . Früher, als wir hergingen, zogst Du los über die Juden und jetzt —"

Etwas robust fuhr er dazwischen: „Schlecht ist der Jude nicht . . . Im Durchschnitt nicht. Aus dem Herzen nicht. Aber die Unterdrückung vollbringt es, daß er sich fühlen will und stolz, dünkelhaft wird, sobald er etwas erreicht hat. Die Isoliertheit führt ihn zur Ueberhebung . . ."

Immer tiefer drang mein Blick in dieses Rätsel, in diese große, tiefe, verinnerlichte, manchmal verzerrte Psyche: Jude . . .

IX.

„Die Hartherzigkeit der andern macht sie selbst engherzig . . .“

„— — — Ein geistiger Kampf ist es nicht mehr; es ist ein Kampf der rohen Gewalt, ein Peitschen der Instinkte, der gemeinsten, niedrigsten Instinkte, wie ihn der Antisemitismus heute betreibt . . . Dagegen müssen wir uns wehren . . . Gerade als jüdische Akademiker deutscher Nation müssen wir es tun . . . . Es gab kein Schlachtfeld des Geistes, wo nicht jüdisches Blut geflossen, kein Kulturkampf, wo nicht jüdische Fähigkeit und jüdischer Willen den Sieg erringen half, wir müssen auch Anteil fordern, nicht Beuteanteil, sondern ein Recht als Jude, ein Recht als Mensch, ein Recht auf Leben, ein Recht auf Freiheit, ein Recht auf Recht!“

Beifall, Getrampel, Händeklatschen lohnte dem Referenten. Nach einer Pause wurde die Diskussion eröffnet. Als erster Redner trat Tolkowsky auf.

Mein Freund raunte mir zu: „Das ist ein Russe; ein tüchtiger Kerl.“ Und in der Tat, mit begeisterten Worten schilderte er die Not seiner Glaubensgenossen. Doch zum Schlusse warf er die Frage auf: „Sind alle jüdischen Studenten hier versammelt? Nein, meine Herren. Ich kenne einen großen Teil der russischen, galizischen Kollegen, die nicht hier anwesend sind.“

Er blickte nach dem Vorstandstische hin: „Und warum? Weil Sie, meine Herren Einberufer, es nicht ehrlich meinen mit Ihrem Vorhaben“ — erregtes Murmeln störte ihn nicht; noch energischer und nachdrücklicher fuhr er fort: „Nicht ehrlich, sage ich oder nicht verständnisvoll genug fassen Sie Ihre Aufgabe, wenn Sie von deutschen Juden sprechen, wenn Sie den Begriff: Jude so engherzig fassen, daß Sie Ihre fremdländischen Kommilitonen nicht mal zu dieser Sitzung eingeladen haben. Ich bin ostentativ hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß das engherzig, unjüdisch ist . . .“ Der Redner setzte sich wieder und der Versammlungsleiter nahm das Wort. Er sprach vom Rechte der Deutschen, von den Kreuzzügen, um schließlich zuzugeben, daß Sitte und Art des Ausländer den deutschen Juden doch verhindert, mit ihm freundschaftlich zu verkehren. Und, mit einem direkten Seitenhieb auf den Vorredner, bemerkte er, daß gerade er einen Beweis

für diese Tatsache gab, indem er, wie er ausdrücklich hervorhob, ostentativ herkam, um die Harmonie zu stören. Er bitte nunmehr die folgenden Redner, auf dieses willkürlich angeschnittene Thema nicht einzugehen.

Plötzlich sprang Stein von seinem Sitze auf: „Ich bitte ums Wort."

„Es sind noch Redner auf der Liste."

Stein setzte sich hin und sagte zu mir: „Da hast Du die „Elemente". Der deutsche Jude ärgert sich, wenn er von seinen christlichen Mitbürgern zurückgesetzt oder nur geringer geachtet wird und dagegen seine eignen Glaubensgenossen, ebenfalls Akademiker . . ."

Der nächste Redner, Dr. K., drückte es unverhohlen aus: „Der Deutsche ist geraden Sinnes, der Ausländer aber pfiffig, hinterlistig, unaufrichtig . . ."

„Und wollen Sie ihm nicht Ihre Kultur beibringen, Ihren geraden Sinn anlernen," fragte Stein nachher. Es half nichts.

„Da hast Du es . . . Die Isoliertheit macht sie blind . . . Sie wollen auch eine Macht, eine Isolier-Befugnis haben. Sie wollen auch mal sagen können: „Unter uns . . ." „Komm, wir gehen."

Draußen atmete er auf: „Die H a r t herzigkeit der Anderen macht sie selbst e n g herzig . . .“

Ich sollte es später immer wieder, immer aufs neue erkennen, wie recht er hatte.

X.

„Als Dichter, Rätselrater und Erlöser des Zufalls lehrte ich sie an der Zukunft schaffen und Alles, das war —, schaffend zu erlösen." —

„Komm mit, heute wird's schön sein," bat mein Freund.

Ich lag müde am Sofa und blickte abgespannt durchs Fenster, wo ein mächtiger Baum seine schneebeschwerten Aeste leise schüttelte.

„Bleib doch hier, bitte; ich koche Tee auf der Maschine."

„Gibts nicht, Junge. Duseln hat keinen Zweck und Nachdenken auch nicht. Komm mit."

Ich erhob mich und blickte hinaus in den glitzernden Schnee: „Ich fahr doch noch heute nach Hause. Mutti kann Weihnachten nicht allein sein. Sie wird sich totweinen." Dabei fühlte ich, wie meine eigne Kehle sich zusammen schnürte.

„Gut," sagte Stein. „Pack Deine Sachen,

Muttersöhnchen. Um halb 12 Uhr abends geht ein Zug. Bis dahin warten wir bei G. Kannst Deine Sachen mitnehmen, ist ja ganz in der Nähe vom Bahnhof."

Er ging zum Schrank hin, nahm meinen Koffer und öffnete ihn: „Wie lange bleibst Du zu Hause?" fragte er über den Koffer gebeugt.

„Ich — eigentlich weiß ich nicht."

„Nun — zwei Wochen dauern die Ferien, weißt Du ja."

Wir wollten einander nicht eingestehen, daß uns die kurze Trennung schwer würde. Ohne ein Wort zu sprechen, hantierten wir herum.

Endlich brach er das Schweigen: „Du, wir könnten eigentlich zusammenziehen, wenn Du wiederkommst."

Ich jauchzte auf „Na, natürlich! Warum haben wir das nicht schon früher getan."

„Frag' Deine Mutter," sagte er und dann erklärend: „Mein Vater ist Schuster."

Ich wußte bis jetzt von seinen Familienangelegenheiten sehr wenig. Denn, offen gesagt, dieser Mensch stand mir vom ersten Augenblicke an im Fühlen und Denken so nahe, daß ich nur ihn sah, nur ihn hörte, nur von ihm wissen wollte. Als er mir jetzt die letzten Worte sagte, wollte ich etwas erwidern, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen: „Ich bin

ein Kerl für mich — Schluß. Wir ziehen zusammen."

Ich streckte ihm meine Hand hin, er aber schien sie zu übersehen. Ich fragte vorwurfsvoll: „Warum hast Du das alles so gesagt — mir?"

„Kastengeist," murmelte er traurig . . . und dann plötzlich in einem Umschlag der Gefühle: „Wir wollen gehen; ich hab' einen Mordshunger und dort wird's lustig sein. Heute ist nicht nur Weihnachten, sondern auch Chanuka."

Auf der Straße begann er mir von diesem nationalen Feste zu erzählen. Er half mir den Koffer mit einer Hand tragen. Den Kopf nach unten ging er neben mir und erzählte von Israels großen Männern, den Makkabäern. Wie sie kämpften und rangen und siegten.

„Mir ist die Gedächtnistreue der Juden das Interessanteste an der Sache," sagte er zum Schluß, „die Gedächtnistreue und die zarte, intime Erinnerung der Lichtlein."

Bei G. empfing uns lautes, freudiges Lachen. Helene saß am Klavier und spielte. Lotti, die jüngste Tochter, ein 14jähriger Backfisch, stand daneben und bat sie flehentlich: „Noch einmal „Muos-Zur", bitte!"

Helene sagte, sie habe schon genug gesungen; aber da trat Stein heran und sagte: „Bitte!" und

sie begann von neuem das Lied, das mir fremd war, Worte, die ich nie gehört, nicht verstand. Und doch fühlte ich die Wehmut, die süße, schmelzende Wehmut der Erinnerung. Ein schwungvolles Bettlerlied, eines Bettlers, der einst auf dem Throne saß, der große Erinnerungen auffrischt. An Glanz mußte dieser Mann denken, der so sang, an verschwundenen Glanz, an gewesene Pracht.

Das junge Mädchen mit ihrer weichen Kinderstimme sang so schön und zwischen jeder Strophe flüsterte sie zu Stein: „Hübsch — was?", er nickte und sie sang weiter.

Ich blickte um mich und sah ein kleines Kerzchen in einem Silberleuchter, der für acht solche Kerzchen eingerichtet war, brennen. Unwillkürlich dachte ich an den hellerleuchteten Christbaum zu Hause und ich verglich. Aber je mehr ich darüber nachdachte, desto klarer wurde es mir: „Der Christbaum gehört nicht uns . . . wir sind Nachahmer. Der Christbaum hat keine Geschichte für uns; keine Erinnerung ruft er wach, weder an Kampf, noch an Sieg . . .

„Kannst Du das übersetzen, was Du gesungen hast, Lotti," fragte Stein.

„Gewiß!" sagte Lotti eifrig. Und sie begann Wort für Wort das alte Lied zu übersetzen.

Helene entfernte sich und kam dann mit ihrer

Mutter zurück, welche stehen blieb und still lächelnd lauschte.

In kurzen Worten war hier die Leidensgeschichte Israels zusammengestellt.

Nachdem sie fertig war, nahm sie Stein bei der Hand und begann mit ihr zu singen.

Helene saß wieder am Klavier; der Vater kam ebenfalls und setzte sich rauchend an den Ofen.

Stein sang nicht schön, aber mit einer begeisterten Innigkeit.

Stein war Jude!

— — — — — — — — — — — — — —

Im Kupee saß ich und fuhr nach Hause, zu Mutti. Und im Knattern der Räder hörte ich eine Melodie: „Muos-Zur".

Meinen Freund sah ich vor mir, wie er sang und das kleine Mädchen, wie sie mit ihrer hellen, weichen Stimme mitsang: „Muos-Zur".

Ob mich Mutti erkennen wird, kam mir ein Gedanke. Ich hatte mich geändert, mir schien, mehr unter dem Einfluß der Stimmung als der Vernunft. Mutti sagte: „Scharfer Geist zerfließt in Stimmung." Ich verstand die Doppelbedeutung dieses Wortes nicht, bis sie bemerkte:

„Sehnsucht ist auch eine Stimmung," und dann:

„Erst recht religiöse Sehnsucht, mein geliebter Junge. Sehnsucht des Herzens nach etwas Großem, Sicherem, deshalb Unsichtbarem; der Hang der Seele nach einem Mittelpunkt . . .“ Dieser Mittelpunkt ist beim Juden die Vergangenheit . . .

Die Vergangenheit!

Mir, der ich diese Vergangenheit des jüdischen Volkes nur langsam, nur schrittweise für meinen Denkkreis eroberte, war diese Vergangenheit immer die treibende Kraft, die potenzielle Energie des jüdischen Gesamt-Organismus.

Ich lernte langsam aber sicher einsehen, daß bei keinem Volke die Vergangenheit so in die Gegenwart hineinragt, sich so unzertrennlich mit dem Gegenwartsleben verschlingt, wie bei dem jüdischen.

Diese Vergangenheit versuchte ich kennen zu lernen. Und so begann ich fleißig auf diesem Gebiete zu arbeiten.

Während der Ferien, wo ich Mutters Kost wieder genoß und Mutters Auge wieder lächeln sah, saß ich oft stundenlang über Grätz's Geschichte der Juden; Mutter bat mich, ihr vorzulesen und ich tat es.

In der Unterhaltung, die darauf folgte, bemerkte ich deutlich, wie Mutter aufmerksam gefolgt war. Ueberhaupt war es eine merkwürdige Situa-

tion, wenn wir im hellen, durchwärmten Zimmer saßen und ich die „Geschichte der Juden" vorlas und der Christbaum in vollem Schmucke dastand mit seinen noch nicht abgebrannten Kerzen und lauschte . . .

Stillschweigend war das Uebereinkommen getroffen, den Baum nicht anzuzünden. Mutti tat's nicht und ich fragte nicht danach, dankte ihr schweigend.

Meine Angst, Mutti werde mich nicht erkennen, meine Gesinnung nicht verstehen, war ganz und gar unbegründet. Wie immer ließ sie meinem Entwickelungsgang freien Lauf. Die Grundlage hatte sie durch hingebungsvolle Liebe und treue Fürsorge gelegt, den Ausbau einer freiragenden und doch in sich gefestigten Welt- und Lebensanschauung überließ sie mir.

Und ich fühlte in der Tat, wie ich im Denken selbständiger, freier, fesselloser wurde. Ein demonstrativer Zug, ein selbständiger, zielender Wille kam in meinen Charakter. Das verspürte ich nie so sicher, als bei einem erneuten Zusammentreffen mit Maria.

Auch sie kam während der Ferien nach Hause.

Sie war schöner geworden, aber mich berührte ihr sicheres Auftreten nicht so angenehm, wie frü-

her. Auch die kindliche Art, von wichtigen Dingen zu sprechen, dieser Reiz mangelte ihr ganz. Dieses Mädchen, das keine Zöpfe mehr trug, sondern eine moderne Frisur, war für mich eine Erwachsene, wie hundert andere Mädchen.

Nur den herzlichen Händedruck erkannte ich und er tat mir wohl. Sie hatte nämlich eine Art des Händedrucks, der, wie man so sagt, wirklich „vom Herzen" zu kommen schien.

Wir sprachen wie zwei vernünftige Menschen.

Und während des Gespräches kam es auch, daß wir Erinnerungen auffrischten, Vergangenheitsträume wieder aufleben ließen.

Ich mied nicht mehr die „heikle Frage" — das Judentum. Das junge Mädchen, das Heine noch immer verehrte, war doch nicht frei genug, oder sagen wir, nicht wissend genug, um mir folgen zu können, zu wollen.

Heine ist vielen Juden ein Abwehrmittel, im Gesellschaftsgespräch — aber nicht mehr. Ihr war er ein Beweis, „daß es a u c h anständige Juden gäbe".

Dagegen wehrte ich mich nunmehr energisch. Dieses „Auch" ist beleidigend, zeugt davon, daß man nur oberflächlich urteilt und beurteilt.

Ob ich Demagoge geworden sei?

Nein, ganz und gar nicht; aber ich hätte das Leben etwas mehr und tiefer kennen gelernt . . .

Eine Verstimmung trat zwischen uns ein. Aber ich war ihr dankbar. Und so suchte ich ihr die Dinge klar zu legen. Sie schüttelte das Haupt: „Wer weiß, wohin Ihr Weg noch führt!“

Ja, wer weiß! —

XI.

„Sonderlich die Menschen-Welt, das
Menschen-Meer . . . Die Menschen-
Liebe . . !“

Der Winter ging dahin. Ich bezog zwei Zimmer in Gemeinschaft mit meinem Freund. Unsere Wirtin, ein altes „Jungfräulein“ hielt uns unsere kleine Wirtschaft sauber und nett zusammen.

Wir studierten fleißig. Jedoch viel weniger Energie widmeten wir unserer Spezial-Wissenschaft, der Medizin, als der schön-geistigen, besonders aber der soziologischen.

Zum „Fachsimpel“ sei noch Zeit genug, meint Stein; jetzt gelte es, den Horizont des allgemeinen Wissens, den Kreis der Weltanschauung zu erweitern. Wir taten das um so lieber, da uns nur so die Möglichkeit gegeben war, zusammen zu arbeiten, gleichen Schritt zu halten. In Medizin war Stein bereits um ein großes vor; er hatte bereits sein Physikum in Berlin, wo er früher studierte,

gemacht. Deshalb nannte er mich oft seinen „Fuchs".

Wir lasen Marx zusammen; manchmal, an einem freien Nachmittag gingen wir in die Elwetsche Buchhandlung, holten uns ein Drama und lasen einander vor.

Damals waren wir auch von der „Reclam-Leidenschaft" befallen. Den Namen brachte Stein auf. Wir lauerten ordentlich auf das Erscheinen eines Heftchens.

Ich weiß noch, daß wir aufeinander neidisch waren, wenn einer die Lektüre vor dem Andern zum Abschluß brachte.

Kurzum: Es war ein echter und rechter geistiger Wetteifer, der uns beiden wohl tat, von Nutzen war.

Dienstags kaufte Stein die „Welt am Montag". „Das ist der einzige Vermittelungsfaden, der mich noch an Berlin festhält," pflegte er zu sagen und darauf: „Das schöne, schöne Berlin!"

„Berlin ist meine erste Liebe," hat er sich mal ausgesprochen; „da fühlt man sich ein ganz klein wenig frei, ungebunden und selbständig . . ."

Dann pfiff er zwischen den Zähnen: „Berlin ist auch eine schöne Gegend! In Berlin gibts anständige Menschen, weißt Du, wirklich anstän-

dige . . ." Und er begann mir zu erzählen und wurde nicht müde.

Erst in solchen Gesprächen wurde es mir klar, wie mein Horizont so klein war. Er nannte mir Namen von Schriftstellern, Politikern, die ich nicht kannte. Oder aber er nannte wohlklingende Namen, deren Bücher und Geistesprodukte ich kannte. Und ich beneidete ihn darum, daß es ihm gegönnt war, von Angesicht zu Angesicht diese Großen zu kennen und ihre Worte gehört zu haben.

Er plauderte: „Ja, Ludwig Jacobowski, schade um den armen Mann! Noch so jung! Ein Jude übrigens."

Und dann kam er auf das politische Leben zu sprechen: „Pfarrer Naumann, den kennst Du doch, er hat hier gesprochen, ein feiner Redner . . . Und Pastor Stöcker, ein Antisemitenführer . . ."

So war es immer. Wenn Menschen sich unterhalten, kommen sie schließlich auf das Todesproblem, hat Mutti mal gesagt, weil das doch das letzte Rätsel des Menschenlebens ist. Bei uns war es immer der Jude, auf den sich die Schlußgedanken konzentrierten.

Stein machte mich einmal darauf aufmerksam, als wir nach getaner Arbeit zu G . . . gingen, um zu Abend zu essen und daran knüpfte er die Frage, die mir damals so merkwürdig klang:

„Sind wir eigentlich Juden — Du?"

„Nun, ich meine —"

„Ein wirklicher Jude müßte überhaupt nicht ruhen . . ." Er sprang vom Thema, wie es seine Art war, zu einem anderen Gespräch über, aber man konnte den Uebergang genau wahrnehmen:

„Hast Du mal was vom Zionismus gehört? Nein — hier ist nichts davon zu hören . . . aber in Berlin . . . Ich Schaf habe mich mehr um Bebel gekümmert, als um Zion. Aber wenn ich wiederkomme . . ."

Ich wandte fragend den Kopf nach ihm hin.

„Wir wollen nach Berlin, Jungchen!" sagte er.

* *

*

Bei G. schenkte man uns anfangs nur wenig Aufmerksamkeit. Die „Damen" waren nicht zugegen. Nur die kleine Lotti war geschäftig herangekommen und nach dem Wunsche der Herren gefragt. Auf die Frage, wo ihre Schwestern sind, sagte sie im Forteilen: „Mit dem Besuch."

Stein sagte: „Schade, ich hätt' mich heute sehr gern mit Lene unterhalten."

„Mir scheint, mir scheint" — drohte ich.

„Dumm! Helene interessiert mich ihres naiven Herzens und ihrer naiven Unbildung wegen, oder ihrer übertünchten Romanbildung . . . So sind viele, sehr, sehr viele jüdischer Kleinstadtmädchen. Tüchtig, brav, tugendhaft, aber ohne Schliff."

Ich wußte ihn aus meiner Erfahrung nicht zu widerlegen. Das tat er selbst, wie es seine Art war, ein Doppeldenken zu führen, „ein engherziges und freies, ein jüdisches und allgemeines," pflegte er zu sagen:

„Wenn man überlegt, sinds nicht nur Judenmädchen. . . Die Frau von heute macht die Kultur-Fortschritte nicht gemeinsam mit; nur in einigen Exemplaren . . . Und diese Exemplare arten aus, das kann man in Berlin sehen . . ." Er kehrte zum Ausgangspunkte zurück: „Aber die Juden mit ihrem Bildungseifer und Geistesdurst . . . Verstehe ich nicht . . ."

Während dessen vernahmen wir ein lautes Lachen auf der Treppe, ein lustiges, fröhliches, übermütiges, ungezügeltes Lachen, wie es junge Mädchen nur wagen, wenn sie unter sich sind . . . Und darauf hörte man auch eine warnende Stimme: „Nicht so laut . . . es ist vielleicht jemand drin . . ."

Die Türe öffnete sich. Außer Helene und Minna, den Haustöchtern, trat ein junges Mädchen hinein,

die von ihnen in Gang, Kleidung und Haltung so sehr abstach, daß Stein, der sonst nicht auf das Aeußere merkte, mir zurief: „Eine Berlinerin!"

Freund Stein hat sein Auge nicht getäuscht. Fräulein Helene stellte uns die junge Dame als Fräulein Lotti Löw, vor: „eine Berlinerin".

Fräulein Lotti sprach mit uns einige Worte, entfernte sich aber dann, um ebenfalls zu Abend zu essen. Wir erfuhren von Helene Näheres über das junge Mädchen.

„Schriftstellerin ist sie," war ihr erstes, stolzes, triumphierendes Wort.

„Gibts in Berlin unzählige," warf Stein lakonisch dazwischen. Helene hörte nicht darauf. „In einer Redaktion ist sie . . . ich sage Ihnen, das ist ein gebildetes Mädchen." Sie begann ihr ein Loblied zu singen.

Stein sagte nachher: „Die Weiber sind von einer naiven Neidlosigkeit . . . Uebrigens, scheint eine echte Berliner Ware zu sein, trotzalledem."

Ich antwortete nichts. Die äußere Erscheinung dieses Großstadtmädchens machte auf mich einen seltsamen Eindruck. Wie sie so sprach, so ungeziert und ungeniert; schon die paar Worte, die sie mit uns wechselte, klangen einfach, wie bei einem Menschen, dessen Leben nur unter solchem Wortwechsel verflossen ist.

Stein sagte: „Verschieß Dich nicht, Junge!“ und dann: „Mach’s ja . . . kann Dir nicht schaden.“ Er achtete nicht auf meine mißmutige Geberde, sondern erhob sich und ging in die Nische des geräumigen Eßzimmers, wo Lotti Löw mit den Mädchen aß und plauderte.

„Darf ich auch Berliner Luft genießen, meine Damen?“ fragte er, „ich und mein Freund?“

Er winkte mir und so saßen wir darauf zusammen und plauderten. Lotti, die große, wie Stein sie gleich taufte, um Verwechselungen mit der Jüngsten des Hauses zu vermeiden, Lotti wirkte auf mich wie eine Offenbarung, wie etwas neues, ungeahntes.

Was sie sagte, hatte soviel Liebreiz, soviel selbstverständliche Grazie, daß ich fast nur sie hörte.

Stein blickte mich von der Seite an: „Ja, ja, Berliner Luft.“ Als wir dann in später Stunde die Höhe nach unserer Wohnung hinaufstiegen, leistete Stein die Kosten des Gesprächs.

Ich hörte nur Einzelnes über das Judentum: „Scheint eine Assimilantin: Leugnen . . . Ausgleichen . . . Obgleich die tiefen Augen es doch verraten.“

Mein Gedankenfaden band sich fest. Die Augen waren so tief und doch so offen, als ob sie auf-

forderten, bis in die tiefste Seele, bis in den Herzensgrund hinabzuschauen . . .

Soviel ich mich anstrengte und so stark auch mein Gedächtnisvermögen sonst war, hier ließ es mich im Stich. Ich konnte mir ihre ganze Gestalt, die kleine scharf geschnittene Physiognomie nicht vor das Auge zaubern. Nur die Augen . . .

Stein sagte: „Sie gefiel Dir?“

Ich dachte lange, lange im dunklen Zimmer darüber nach. Ob sie mir gefiel. Und was mir an ihr gefiel.

Alles . . . das Auge und die Sprache und die Gestalt — alles. Im Halbschlaf noch beschäftigte mich der Gedanke.

Dann versank ich in Träume. Mich dünkt, auch in diesen spielte Lotti eine nicht unbedeutende Rolle: Lotti und Maria.

Am anderen Tage vergaß ich die Träume und dachte nur an die Wirklichkeit.

„Wir gehen doch zu G.?“ fragte Stein.

„Ja.“

„Selbstverständlich.“

Mich ärgerte dieses letzte Wort. Stein fragte nicht danach. Er pfiff wieder zwischen den Zähnen:

„Berlin ist auch eine schöne Gegend.“

XII.

„Der Mensch ist schwer zu entdecken —
und sich selber noch am schwersten. —“

Ein Bann war es, in den ich geriet. Mein Freund behauptete, mich gar nicht mehr zu erkennen. Und derb, wie seine Redeweise denen, die ihm lieb waren, galt, sagte er einmal über das andere: „Weibersklave!“

Tag für Tag ging ich zu G. Sie wußten es alle: Lotti's willen und freuten sich dessen. Die jungen Mädchen begünstigten mein, unser Verhältnis, wie ich überhaupt die Beobachtung machen konnte, daß die Frau viel neidloser auch in dieser Beziehung ist. Ein moderner Philosoph belegte diese Neidlosigkeit mit einem sehr üblen Namen; mir scheint das ungerecht. Die Frau mit ihrem Anschmiegungsbedürfnis und ihrer Gemütsfülle ist in der Tat besser, der Gefühls-Athmosphäre zugänglicher . . .

Helene sagte mir gleich am anderen Tage: „Wis-

sen Sie, wir hatten solch furchtbare Angst, Lotti werde sich hier langweilen. . . Sie bleibt vier Wochen hier und . . . weil sie doch aus Berlin ist und so gebildet . . . aber — sie gefällt Ihnen doch — nicht?"

„Gewiß, Fräulein Helene."

„Sie hat nämlich gesagt, sie hätte nicht erwartet, hier solch vernünftige Menschen zu finden wie Sie und Ihr Freund . . . ja, wahrhaftig, das hat sie gesagt . . ."

„Danke schön."

„Ich sag's Ihnen nur so, verstehen Sie . . . Aber es werden wirklich vier schöne Wochen . . . ich freue mich darauf . . ."

„Ist nett von Dir, Lenchen," hat eine Stimme hinter ihr lächelnd gesagt und Lotti stand da. Sie war bei den letzten Worten eingetreten. Helene küßte sie in freudiger Verlegenheit: „Gut geschlafen?"

„Wie ein Dachs!"

Es folgten nun schöne Stunden der Unterhaltung, des Gedankenaustauschs. Ihr gesunder Humor brachte ins ernsthafteste Gespräch einen lebhaften, persönlichen Zug. Bei meinem Freunde war dieses persönliche ein hineinzerrender, beißender Sarkasmus, bei Lotti nur Temperament, Güte, Offenherzigkeit.

Das schöne Gesicht war immer von einem

Lächeln umschleiert, das Milde und Gutherzigkeit verriet. Nicht selten drückte dieses Lächeln auch eine bezaubernde Schelmerei aus.

Und merkwürdig genug: So gefiel sie mir am besten, trotzdem meine Natur und meine Art eine ganz andere, entgegengesetzte war. Trotzdem oder deshalb. Eben, weil meine Schwerfälligkeit, mein Ernst, meine Düsternheit schwer auf mein Denken und Fühlen lastete, eben deshalb war mir dieses sonnige, lachende Gesicht, dieses strahlende, neckende Auge doppelt lieb und wert.

In manchen Stunden war ich so froh, wurde ich selbst so gemütsheiter, daß ich Stein zustimmen mußte: Ansteckungsgefahr der Berliner Luft . . . Sein Verhalten Lotti gegenüber war auch ein merkwürdiges. Diese beiden Naturen waren sich ähnlich genug, um aneinander Gefallen zu finden. Andererseits aber prallten ihre persönlichen Züge und Anschauungen hart aneinander.

Ich kam einst hinzu und sah, wie er ihr die Hand küßte: „Fräulein Lotti, verzeihen Sie,“ sagte er, „nur durch Mißverstand kommt man zum Verstand.“

Auf dem Heimweg erzählte er mir, worum es sich handelte. Er habe ihr den Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht. Sie habe viel Gekünsteltes, viel Pose, viel Absicht in ihrem Auftreten — „gerade

Dir gegenüber," sagte er direkt; „aber sie hat mich zu überzeugen verstanden. Sie ist ein tüchtiges Mädel."

„Ja," sagte ich nur. Vor dem Haustor blieb er stehen: „Du bist mir vorgekommen, Junge . . . scheint mir fast . . ."

An diesem Abend sprachen wir nicht mehr miteinander. Erst als die Lampe ausgelöscht war, sagte er: „Sie hat ein jüdisches Herz, hab ich ihr gesagt, wollte sie mir aber nicht glauben . . . Gute Nacht . . ."

*   *

*

„Du — ich hab mich mit Dir duelliert diese Nacht."

„'n hübscher Freund."

Ich saß beim Schreibtisch, als ich diese Worte sagte. Meine Stimmung wollte ich festhalten. Nur selten hatte ich dieses Bedürfnis. Das war ein Zeichen, daß sie intensiv wirkte, aber auch, daß ich sie zu verlieren, einzubüßen fürchtete.

Nur Verzweiflung, wie ich sie damals bei der Offenbarung der Mutter verspürte, oder wie heute, Furcht vor Verlust drückten mir die Feder in die

Hand. Und auch da war es kein Tagebuch, dem ich meine Gefühle, Wünsche und Befürchtungen anvertraute; ich hatte die Gewohnheit, ein Buch zur Hand zu nehmen und darin in stenographischer Schrift das Bemerkenswerte einzuzeichnen.

Als ich in den Büchern herumblätterte, mußte ich wohl irrtümlicherweise ein Buch Steins zur Hand genommen haben, denn er fragte mich: „Was willst Du mit der Bibel?"

Ich sah hinein: In der Tat, ich sah Schriftzeichen, die ich nicht kannte; die Bibel im hebräischen Text.

„Verstehste ja doch nicht, geliebter Freund." Er nahm mir das Buch aus der Hand: „Von rechts nach links lesen wir Juden," sagte er.

Er machte Toilette und summte das Lied, das auch Lottis Lieblingslied war und das sie fast immer auf dem Klavier klimperte: „Lang, lang ist's her . . ."

Ich nahm ein Buch zur Hand und schrieb.

Als ich fertig war, kam er hinzu: „Darf man stören, Herr Schriftsteller?"

„Was denn?"

„Es ist so hübsch draußen, wollen wir ein Kolleg schwänzen?"

„Meinetwegen."

„Willst Du mir vorlesen, was Du geschrieben hast?"

„Wozu?"

„Dann will ich Dir oben was vorlesen — von ihr . . ."

„Von Lotti?"

„Ja, Lotti hat's mir geheimnisvoll zugesteckt . . . Nicht verraten, ich solls Dir nicht zeigen . . ."

XIII.

„Ein Netz ist unser Leben, ein vielmaschiges Fangnetz . . .“

Eine leise, laue Luft empfing uns draußen; einen jener Vorfrühlingstage kündigte sie an, wo die Natur noch zag ihren belebenden Dunstkreis verbreitet und die Sonne nur scheu die Erde küßt. Und diese scheue Zaghaftigkeit teilt sich den Gemütern mit. Eine sehnsuchtsvolle Wehmut erfaßte mich.

In einem stillen Winkel des Parks nahmen wir Platz. Mit vollen Lungen atmete Stein die warme, schmeichelnd-kosende aber doch etwas stockig-dunstige Luft ein. Er sprang auf: „Herr Gott! Ist das schön! Der Frühling kommt.“

Mir pochte das Herz erwartungsvoll. Einige Male hatte ich Lotti ersucht, mir ein Produkt ihrer Feder zu zeigen. Sie tat es nicht, kam vielmehr immer darüber hinweg. Jetzt sollte ich hören . . .

Stein nahm ein Manuskript aus der Brusttasche. Er blinzelte mit den Augen. Ich fürchtete fast, er

würde etwas Sarkastisches zu Tage fördern. Es geschah nicht.

„Horch mal auf, Junge . . .“, sagte er; „Befreiung“ heißt die Ueberschrift. Ich habe Dir gestern davon erzählt . . . ich habe ihr gesagt, sie habe doch ein jüdisches Herz . . . Daraufhin gab sie mir dieses Blatt . . .: Da können Sie sehen.“ Er begann zu lesen; ich lauschte jedem Worte. Mir war das alles neu. Ich hätte auch nie geglaubt, daß dieses liebreiche Geschöpf so bitter, so hart aussprechen könnte, was sie fühlte. Das ist charakteristisch: Daß sie so fühlte, wunderte mich viel weniger, als daß sie es so unverhohlen und deutlich aussprach.

So hart und bitter klang, was sie erzählte.

Ihr Vater war Kapellmeister, ein braver, ehrlicher, in seinem Fache tüchtiger Mensch. Er tat niemandem Böses, kam niemanden in den Weg. Daß er Jude war, sagte ihm sein Name, verriet seine Physiognomie. Scheinbar aber nahm niemand Anstoß daran. Er war ein gemütlicher, gutmütiger Kamerad.

Eines Tages kam er freudig nach Hause. Im größten Etablissement Berlins sei ihm für die Sommermonate eine sehr einträgliche Stelle angeboten worden. Ihre häuslichen Verhältnisse waren keine glänzenden. Sie freuten sich alle darüber.

Da — tags darauf kam die Enttäuschung. Er war ein Jude und die Gesellschaft, die dort verkehrte — war fashionabel . . .

Lag in diesen Worten schon Erbitterung genug, so war die Konsequenz, so zu sagen, die Lehre, die sie aus diesem Ereignis zog, erstaunlich und frappierend.

„Ich sah ein," schrieb sie, „daß immer die Persönlichkeit in den Hintergrund tritt und da die Persönlichkeit mir teuer war, zog ich die Konsequenzen. Das Judentum steht als geschlossenes, historisches, kompacktes Ganze; das ist unsere Vergangenheit. Die Gegenwart hingegen fordert ihre Rechte oder besser, ich fordere von ihr das Recht zu leben.

Ich bin in ein Dilemma geraten, weil ich ein Sproß dieses historischen Judentumes bin. Ich will aus diesem Dilemma heraus. Das Judentum ist mir in religiöser Beziehung so wenig als eine andere Religion. Also nur die Nachteile, den Haß und das Vorurteil erbe ich von der jüdischen Vergangenheit.

Die Frage tritt nun auf, wie kann ich mich — nicht assimilieren, sondern befreien aus der Enge, in die mich der Zufall der Geburt hineingetrieben hat . . ."

So ging's weiter. Mit harter, erbarmungs-

loser Konsequenz vertrat sie den Standpunkt des menschlichen Egoismus, der leben will, uneingeengt und uneingeschränkt.

Mir wurde kalt, wenn ich daran dachte, daß Lotti dies erlebt, dies erkämpft, dies niedergeschrieben habe.

Stein wiederholte uns seinen Ausspruch von gestern: „Sie hat ein jüdisches Herz — trotz alledem . . .“

Kaum hatte er dies ausgesprochen, hörten wir fröhliche Stimmen hinter uns: „So geht man ins Kolleg?“

Die beiden Schwestern und Lotti sind wohl auch dem lockenden Vorfrühling gefolgt. „Marburg ist wirklich schön!“ sagte Lotti, mir die Hand reichend.

„Schöner als Ihr Berlin?“

„Fast —“

Wir gingen tiefer in den Park hinein. Stein gesellte sich den beiden Schwestern, wir gingen hinter her. Eine Weile verging in allgemeinen Gesprächen. Sie erzählte mir von ihrem Berufe; ich hörte nicht, *was* sie erzählte, sondern das Wie entzückte mich. Aber in dieses Entzücken drang das unbehagliche Gefühl der vorhergegangenen Stunde und der damit gewonnenen Erfahrung.

Ich betrachtete sie mit anderen Augen. Zuerst wollte ich „meuchlings“ das Gespräch auf dieses

Thema bringen. Dann aber, in einer Sekunde, wo das Gespräch stockte, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen: „Fräulein Lotti, ich habe „Befreiung“ gelesen.“

„Ich dacht's mir.“

„Ich hätte diese Gefühlswelt nicht hinter Ihnen vermutet.“

„Auch nicht diese Erfahrungswelt?“

„Ich dachte gar nicht daran!“

„Und jetzt, da Sie es wissen —?“ Forschend blickte sie mich an.

„Ich hatte ein eigenartiges Gefühl, fast einem seelischen Schmerz gleichkommend, über . . .“

„Ueber meinen Egoismus? Egoismus ist die Triebfeder all unserer Handlungen und Betätigungen.“

„Kommt Ihnen das nicht als — als Feigheit vor.“

„Das Flüchten aus dem Judentume, meinen Sie?“

Ich nickte.

„Anfangs hatte ich auch dieses beklemmende Gefühl,“ fuhr sie in ruhigem Sinnen fort, „ja, mir kam dann vor, daß, indem mein Vater diese Zurücksetzung seiner Religion wegen erfuhr, es meine Pflicht wäre, auszuharren . . . Ja, noch mehr, die Kampfnatur in mir sprach laut und ein-

dringlich . . .: „Wenn Deinem Vater ein Opfer auferlegt wurde, muß er gerächt werden . . .“

„Aber?“

„Der Lebenstrieb war stärker, als der der Pietät. Ich kann dem Judentume nicht helfen, kann mir selbst nur schaden.“

„Das ist aber doch so wie so der Fall.“

„Nein, Sie irren . . . Ich weiß, mir selbst wird dadurch nichts herauskommen. Aber ich ging und gehe von dem Gedanken aus, wenn mein Vater oder Urgroßvater so gefühlt und gedacht hätte, sich so jählings aus dem Kreise gerissen hätte, dann wäre mir heute nicht mal der Instinkt, nicht mal die Ader eines Juden geblieben. Dieser Entwickelung will ich den Weg bahnen.“

„Das haben Jahrhunderte und ihre Generationen nicht vermocht,“ wandte Stein ein, der sich im Laufe des Gesprächs uns zugesellt hatte.

„Sie haben's vielleicht nicht gewollt aus Trotz oder Hartnäckigkeit oder Scham, was weiß ich . . . Oder aber ihre Welt als Mensch war klein genug, daß sie noch Platz hatten für das Religiöse . . . Ich bin ein moderner Mensch; als Mensch habe ich Kämpfe genug zu bestehen, um mit anderen und mit mir fertig zu werden . . . Ich werfe alle Bürde von mir ab.“

„Das können aber nicht alle — oder sollten Sie es, nach Ihrem Dafürhalten, tun?"

„Mein Dafürhalten!? Ich weiß gar nicht, ob die Last auch andere so drückt . . . Ich muß gestehen, mir wäre es sogar unangenehm, wenn diese Erscheinung en masse auftreten würde . . . Dann wäre mein Weg verstellt und mein Ziel erschwert . . ."

„Sie sprechen also als Einzelmensch."

„Natürlich — als Individuum, das alle Gefühle, die im Zusammenhang mit dem Judentume stehen, in sich ertötet hat . . . Die Zeit tat es . . . Die Verhältnisse . . . Alles zusammen . . . Ich bin jetzt nur Mensch . . ."

„Auch die Stimmung haben Sie vergessen?"

„Stimmung hab' ich nie recht gekannt. Und wenn —?! Leben ist meine Stimmung, stark und gesund leben . . ."

„Fräulein Lotti, Sie kennen das Judentum nicht," sagte Stein.

„Aber Juden."

„Das ist schlimm . . . sehr schlimm . . . Sie bekommen einen falschen Begriff. Juden, die Menschen sind, müssen Sie kennen lernen . . . Sobald der Jude Mensch sein kann, kann der Mensch auch Jude sein . . ."

„Kann oder soll?"

„Diese Frage hat das Schicksal entschieden."

„Sie sind Metaphysiker?"

„Weniger als Sie Jüdin sind —"

„Wie meinen Sie das?"

„Ihnen ist das Judentum nicht gleichgiltig, sobald Sie sich mit ihm auseinandersetzen."

Stein sagte es und ging zu seinen Damen, die lachend einhergingen.

Wir unterhielten uns noch weiter über diesen Gegenstand, bis Helene zu uns kam und uns bat, uns hinzusetzen, um sie dort zu erwarten; sie wolle die Aussicht bewundern.

„Willst Du mit, Lotti," fragte sie; Lotti ihrerseits richtete an mich dieselbe Frage; als ich es ihr zu entscheiden überließ, sagte sie: „Nein, wir bleiben hier."

Und da war es, wo ich's ihr sagte, was sie mir in der kurzen Zeit geworden war.

Sie gab mir ihre Hand: „Lieber Freund!" sagte sie nur. Das war die Ouverture zu einem traurigen Lied. Lotti Löw war verlobt mit einem Christen. Ihre Eltern schickten sie deshalb für einige Zeit fort aus Berlin . . .

Ich küßte ihr schweigend die Hand; und sie legte leise diese Hand auf mein Haupt: „Lieber, armer Freund."

Es war Mittag geworden. In den Zweigen

spannen sich Sonnenfäden und wenn ein Lüftchen kam, rissen sie entzwei . . .

— — — — — — — — — —

Ein Netz ist unser Leben, ein vielmaschiges Fangnetz. —

Wir sehen wohl die Fäden, wie sie kreuz und quer, krumm und schräg laufen, wir sehen wohl auch manchmal den Knoten, der sich schürzt und löst, aber ein System, einen Zusammenhang bringen wir in dieses Gewirr nicht hinein.

Ob die Geschehnisse Ursache oder Wirkung, ob unser Leben Mittel oder Zweck ist: das hat uns kein Philosoph geklärt, deutlich gemacht, bewiesen.

Ob die Kette oder das einzelne Glied, ob die Fäden oder das Netz, das Wichtige, das Elementare, das Lebendige und Lebensberechtigte ist, wer weiß es? —

Wem ist klar, ob der Irrgarten der Sehnsucht unser Lebensgarten ist, sein soll oder die erreichte Fruchtreife, die erblühte Knospe?

Immer tiefer gehen wir hinein ins Labyrinth, ins Mysterium . . .

Ins Dickicht der Entwickelung späht unser Blick — vielleicht ist dort Hilfe, Klärung, Lösung, klares Ziel und reiner Zweck.

Die Zukunft kennen wir nicht; so greifen wir zur Vergangenheit. So entsteht die Sehnsucht, zu erreichen und zu übertreffen, gleich zu kommen und zu überflügeln. Man identifiziert sich mit den vergangenen Geschlechtern, fügt sich als Glied an — der langen, unendlichen Entwickelungskette.

Alte Melodien tönen, Lieder vergangener Zeiten und dazwischen der rauschende, klingende, brausende Ton der Sehnsucht — der Sehnsucht, die ein Eigenleben heischt, der Sehnsucht, die oft Einsiedler-Empfindungen auslöst.

Aber man folgt ihnen nicht. Die Sehnsucht hört sonst auf . . .

XIV.

„Wer kann lachen — heilig lachen?!"

Der Bann war gebrochen, seitdem mir Lotti ihre feine, weiche, samtne Hand aufs Haupt gelegt hatte:

„Lieber, armer Freund!"

Das Wort wehleidigen Mitfühlens hat mich verwundet. Ich erwartete ein harmonisch-gestimmtes Gleichfühlen; Mitleid tat mir grausam weh. Liebe ist das harmonische Gleichfühlen, das gleiche Herzensklänge erweckende Empfinden. Freundschaft ist Mitfühlen, Mitleiden, vielleicht auch Mitleben, aber nur zeitweise, nur mit Rücksicht, mit Bezug. —

Jedes Ideal im Leben kann eine solche Stellung einnehmen, eine solche Rolle spielen.

Zum Ideal können wir in freundschaftlicher oder in liebender Beziehung stehen. In meinem Schmerze um Lotti mischten sich diese Empfindun-

gen und immer dringender forderten sie einen Ausweis . . .

Lotti war mir nicht nur das verlorene, nie zu erreichende Ideal — ich mußte auch an ihre Worte denken: „Ich liebe einen Christen."

Da standen sich wieder zwei Ideale entgegen. Ich war Jude — aus Freundschaft oder aus Liebe? fragte ich mich.

Der Moment war noch nicht gekommen, um darüber zu entscheiden. Aber soviel stand auch schon jetzt fest: Ich beschäftigte mich mit dieser Frage, also ich stand ihr nah.

Mit Lotti sprach ich darüber nur selten. Ich kam wie gewöhnlich zu G. Nichts hatte sich seit jenem Vormittag geändert. Gleich liebenswürdig erschien sie mir; gleich liebenswert gab sie sich.

Der grausam-ätzende Schmerz des Verzichten-Müssens störte mein Gleichgewicht nie, wenn ich ihr nahe war, ihr ins Gesicht sah. Nur wenn ich allein war, fühlte ich ein schmerzliches Brennen, das nur Tränen löschen konnten. —

Stein gegenüber wollte ich zuerst Verschlossenheit spielen. Er forschte auch nicht danach. Aber ich sagte es ihm in einer schmerzvollen Stunde.

„Hab' ich mir denken können . . . Sonst hätte sie nicht eine solch radikale Abrechnung mit dem Judentume gehalten."

„Du meinst, weil sie einen Christen heiratet, deshalb —"

„Ich glaube, daß es das Facit einer Verzweifelten war . . . eines Menschen, der tobt, um sich, seine innere Stimme zu beruhigen."

„Du meinst, der alte Kampf zwischen Pflicht und Neigung —?"

„Ich glaube sogar, daß es mit der Neigung — —" plötzlich brach er ab: „Ich weiß nicht, wollen mal sehen. Sie hat viel Trotz . . ."

Diese dunkle Andeutung genügte, um mich wieder in Rausch zu versetzen. Wie — wenn sie wirklich nur aus Trotz, aus Auflehnung das alles getan hätte? Weil ihre Eltern ihre Wahl nicht billigen wollten, immer tiefer in ein Gefühl verstrickt, das am Anfange gar nicht so stark, so elementar, so urkräftig war?

Die Worte der Vermutung ließen mich Trost und Zuversicht finden. Ich wollte den Kampf nicht aufgeben. Ich mußte erfahren, wie es um die Erfahrungen dieses stolzen Herzens stünde.

Und die Gelegenheit sollte bald kommen.

Vom Fasching wußte ich wohl vieles und schönes, das mich als Kind ergötzte und erfreute, aber vom jüdischen Purim erfuhr ich erst in diesem Jahre, als ich das Rüsten und freudige Vorbereiten im G . . .'schen Hause bemerkte.

Stein gab mir Aufschluß; ich sagte:

„So haben wir a u c h . . .“

Stein erwiderte mit seinem feinsten, faltigen Lächeln: „A u c h — ja . . . Vielleicht haben sogar die Christen a u c h . . .“

Beschämt sagte ich: „Ja, Du magst Recht haben.“

Er wollte noch etwas sagen, aber da kam Helene schon wieder mit strahlenden Augen und rief ihn bei Seite. Sie wollte ihm ihre Maske zeigen. Mit einem „Entschuldige, ich bin Vertrauensperson,“ ging er mit ihr ins andere Zimmer.

Lotti kam bald darauf. Sie traf mich beim Fenster stehen, während ich doch eigentlich die Tür im Auge hatte.

„Ich bleibe bis Sonntag hier,“ sagte sie nach der Begrüßung, „die lieben Leutchen wollen mich nicht eher fortlassen . . .“

„Die schlechten Menschen!“

Sie machte die Augen halb zu; so tat sie immer, wenn sie nachdenklich antwortete: „Nein . . . es ist gut so . . .“

Ich wollte sie fragen, ob sie denn gar keine Sehnsucht habe — nach Hause, nach — —

Helene und Stein kamen jedoch hereingestürmt.

„Helene, Sie sind ein Engel,“ sagte Stein mit seiner ironischen Pathetik. Sie reagierte nicht da-

rauf; ihr kleines Gesichtchen war gerötet; sie war sozusagen Feuer und Flamme: „Die Lotti werden Sie erst sehen . . . ich sage Ihnen . . . Aber nein! Ich sag's nicht, gelt Lott'l?"

Sie zog die Freundin an sich und murmelte ihr etwas ins Ohr.

„Gut, ich will keine Spielverderberin sein," sagte darauf Lotti.

„Nein, froh sollst Du auch sein . . . Purim ist ein schönes Fest, nicht, Herr Stein."

„Ja, Helene weiß, was gut schmeckt."

„Sie sind abscheulich."

Stein knixte: „Danke schön."

Lotti stand neben mir und sagte ernst: „Diese Kinder sind noch lustig."

„Wollen wir auch lustig sein?"

„Es wird schwer gehen — sehr schwer."

Es war kein Seufzer, der diesen Worten folgte, aber ein Ton von solch intensiver Schwere, von solch dumpfem Schall — ein Hauch nur und doch so geschwängert von Bitternissen, daß ich zum ersten Male ganz klar wußte: Ich kannte dieser Seele Tiefen noch lange nicht . . .

XV.

„Sorgsam fand ich jetzt alle Käufer, und Alle haben listige Augen. Aber seine Frau kauft auch der Listige noch im Sack . . .“

Von der lebensfreudigen Judenrasse, vom Juden, der als solcher sich seines Daseins freut, fehlte mir jeder Begriff.

Der Jude hat Stil im Feste feiern. Vielleicht, weil von je her das religiöse Moment hineingeragt hat und sich die überschäumende Freude nicht in Tollheit, in Johlen und Besoffenheit äußert, vielleicht ist's auch ein Zug des geistigen, des künstlerischen Innenlebens — jedenfalls sah ich am Purim-Abend strahlende Freude, nicht trüben, lärmschlagenden Genuß . . .

Abgetönt waren die Maskenkostüme, die man zu sehen bekam, trotz ihrer Buntheit.

Aus dem altjüdischen Leben waren Väter und Mütter vertreten; aus dem Familienleben der

Patriarchen sah man Bilder, die in ihrer freudigen, selig-stillen Beschaulichkeit wohltuend wirkten.

Ein Esther-Spiel wurde aufgeführt. Das dilettantische Spiel störte die Gesamtwirkung der animierten Stimmung nicht.

Lotti suchte ich eine Weile; auch Helene wußte nicht, wo sie zu finden sei.

Freund Stein hatte sich ein billiges, allerbilligstes Kostüm ausgesucht. Er kam als Schadchen, aus alter Zeit.

Das rote Schnupftuch und die große Schnupfdose vergaß er natürlich nicht. Und er machte eine prächtig-groteske Gestalt.

Wie er alle Mädchen anrempelte, ob sie denn nicht ein „Er" brauchen, das war köstlich, erweckte Lachsturm in seiner Umgebung.

„Jüdische Töchter, braucht Ihr Totengräber?" Mit dieser Frage ging er auf Lotti zu, die eben mit ihrer kleinen Namensfreundin hereintrat.

Sie war Helenens Rat und gelindem Zwang gefolgt, als „Rebekka am Brunnen" zu erscheinen. „Reizend!" sagte Stein.

In einem hellblauen, wallenden Gewande, mit einem roten, hinten geknotetem Seidentuche am Kopfe und einem Kruge am Rücken sah sie in der Tat reizend aus.

„Ein Hauch von Poesie, von altjüdischer

Poesie," charakterisierte Stein wieder. Und dann sagte er plötzlich: „Rebekka, hier ist Einer, der Durst hat", und führte sie zu mir hin.

Sie hatte sich in ihre Rolle gefunden und fragte mich lachend, ob ich wirklich solch furchtbaren Durst hätte.

Stein stieß mich an: „Kamerad sag: „Ja", und stürmte davon.

Lotti erzählte mir, daß Helene ihr gestern die Bibelstelle einstudiert habe, damit „sie nicht aus der Rolle falle."

Die Gesellschaft wurde immer lustiger und die Gesichter immer röter. Stein tauchte immer bei einer anderen Gruppe auf, seinen „Antrag" wiederholend. Als er in unsere Nähe kam und eine junge Blondine, die neben einer alten Dame stillschweigend und augenscheinlich mißgestimmt saß, ansprach, sagte sie lächelnd: „Seelenverkäufer!"

Stein schien frappiert, lachte dann aber auf und stellte sich den Damen vor.

Wir vernahmen nur das eine Wort: „Seelenverkäufer." Doch ich fühlte, wie eine Wandlung in Lotti's Wesen vorging, obwohl ihr Betragen sich nicht änderte.

„Kennen Sie die junge Dame," fragte sie mich später, als wir zusammen tanzten. Ich verneinte.

Wir drehten uns im Kreise, schweigend, jeder

mit seinen Gedanken beschäftigt, bis sie wieder sagte: „Scheint ein merkwürdiges Geschöpf zu sein, das arme Mädel.“

„Arme Mädel?“

Sie bat mich, sie auf ihren Platz zu führen: „Wo ist der Seelenverkäufer?“

Ich blickte im Saale umher: „Er tanzt mit der Blondine ... So ist's ... Zuerst schimpft man, dann kauft man.“

„Haben Sie auch den Schimpf verstanden?“

„Nun — natürlich.“

„Das ist so ein echter jüdischer Typus ... Dieser Schacher mit Seelen ...“ In der Atmosphäre von Licht und Leben, von Lust und Freude hörte ich bittere Worte der Anklage, erfuhr ich, was diese lichte Seele verdüstere.

Auch sie sollte so einem Seelenverkäufer ausgeliefert werden. Stein hatte also doch einen Scharfblick ... Ihr Herz lehnte sich dagegen auf ....

Stein kam hinzu: „Jüdisches Familienleben, was?“ fragte er auf die Menge deutend.

„Wir sprachen jetzt davon — Seelenverkäufer, Typus eines Juden ...“

Er verstand den Zusammenhang: „Meinen Sie, das kommt nicht in der besten, christlichen Familie vor?“

„Ja . . . aber nicht so oft, nicht so systematisch . . .“

„Sie irren gewaltig, Fräulein Lotti . . . Ich nehme an, aus Ihnen spricht die Rebekka, das Mädchen der freien Wahl . . .“

„Vielleicht.“

„Was bei uns Juden heute verzerrt und falsch und gemein und seelenverkäuferisch in dieser Hinsicht ist, das ist geworden, im Widerspruche, im puren Gegensatze zum ursprünglichen Geiste des jüdischen Familienideals . . . Bei Rebekka heißt es: „Isak liebte die Rebekka . . .“

Wieder eine neue Perspektive eröffnete sich mir an diesem Abend, dem Judentume und Lotti gegenüber.

„Gute Nacht, Rebekka,“ sagte Stein beim Abschied, und wie immer ohne Uebergang: „Auf Wiedersehen in Berlin.“

XVI.

„Muß man denn gleich fluchen, wenn man nicht liebt?"

Oft geht's so im Leben. Man denkt an Schicksale, fragt sich, warum dem so ist, warum das so geworden, warum diese oder jene Lebenssituation hervorgerufen, wodurch sie verursacht ist und vergißt dabei ganz, daß all diese Einwirkungen auf einen winzigen, kleinen Punkt zurück zu führen sind.

Manchmal ist's ein Mann, manchmal ein Weib, immer ein Mensch, der uns zur Ursache, zum Schicksal wird.

Schicksal im guten Sinne des Wortes, im Sinne des Werdens, des Entwickelns, des Vorwärtsstrebens, des Hinaufkommens.

Ohne Freund Stein — welche Wege wäre ich durchs Leben gewandert? Dämmerschatten tauchten vor mir auf. Ich saß in dem kleinen Zimmerchen der Auguststraße — im kleinen, einfenstrigen Zimmerchen der großen Stadt Berlin.

Was aus mir geworden wäre?!

Welche müßige Frage! Und doch: ich konnte mich ihrer nicht entledigen, obwohl ich von vorne herein wußte, daß es dafür keine Antwort gibt, geben kann.

Ohne ihn wäre ich geworden — —

Nein! Ohne ihn wäre ich nicht geworden, was ich jetzt bin.

Diese Rechnung stimmte schon etwas besser.

Ohne ihn wäre ich nicht Jude, nicht bewährter Jude geworden. Ein bewährter Jude ist der, der Schwächen und Stärken des Juden dem Vergangenheits-Judentume gegenüber zu stellen weiß und die Frage nicht scheut: Habe ich noch Eigenes, Jüdisches genug an mir, um diese Sonder-Existenz fort zu setzen?

Habe i ch dieses Jüdische und haben w i r dieses Eigene, das das Trennungsmoment von anderen Nationen stets war und das Einigungsmotiv unter uns werden soll?

Stein meinte, so lange der Begriff: „Jüdisch" noch vorhanden ist, müssen wir seine Vertreter sein, sind wir seine Träger.

Sonst schilt man uns Feiglinge und das ist wieder „jüdisch", will und wird man behaupten. Wir wollen aber lieber „jüdisch" aus Temperament sein . . .

„Glaubst Du an Temperament,“ fragte ich.

„Ich glaube an spezifisch jüdisches Temperament; ich würde es erkennen, ob es melancholisch oder sarkastisch ausklingt, ob es bitter oder zage austönt.“

Diese Erinnerungen an Gespräche tauchten jetzt auf.

Zum ersten Male sah ich jetzt klar, wie sich bei mir Allgemeines mit Spezifischem verwob. Die zwei Seelen-Theorie Stein's kam mir zu Bewußtsein.

Stein traf mich in diesem träumerischen Nachdenken, als er von der Klinik kam.

„Ich hab' eine Idee, Junge, wir gehen heute Abend — rat 'mal wohin?“

Ich konnte natürlich nicht raten.

„Nun — zu Lotti.“

Da kam also wieder der alte, zurückgedrängte Schmerz. Lotti war aus Marburg abgereist. Ich war ihr nicht näher gekommen. In den letzten Tagen lag sogar etwas Feindliches, Gespanntes in unserm Verhältnis. Unsere gegenseitigen Verkehrsformen waren sarkastisch.

Ich war der Schuldige. Ich habe den Gedanken ihr gegenüber nicht verhehlt, daß ich an ihre Liebe nicht ganz, nicht auf die Dauer glaube.

Sie blickte mich ruhig an: „Das ist häßlich," sagte sie nur.

„Nicht alles Häßliche ist unwahr . . ."

„Aber alle Einbildung."

Der Ton blieb. Erst am letzten Abend, ehe sie M. verließ, kam es zu einer vernünftigen Aussprache.

„Der Wunsch ist der Vater des Gedankens," hatte Stein in irgend einem Gespräche gesagt. Lotti stand beim Klavier und klimperte nervös an den Tasten. Da fragte ich sie, ob sie das verstehen, verzeihen könne? Und da gab sie mir einfach die Hand und sagte in entzückendem Berlinisch: „Darum keene Feindschaft nich . . ."

„Ihr nehmt schon Abschied," fragte Stein, als er uns Hand in Hand stehen sah; und beiläufig sagte er: „In Berlin besuchen wir Sie . . . recht bald, Fräulein Lotti."

Jetzt erinnerte er mich daran. Ich hätte ihm zürnen mögen. Denn ihm konnte meine Sehnsucht nach Lotti nicht entgangen sein. Warum rief er in mir dieses Gefühl noch durch diese Aufforderung wach!

Andererseits aber zog es mich zu ihr hin. Im Stillen sagte ich mir, nur einmal ihren Verlobten kennen lernen. Ich belog mich, indem ich den folgenden Gedanken, der in meinem Innern sprach,

überhörte, nicht in Rechnung zog — den Gedanken an Kampf . . .

Als ich mit Stein hinging, versuchte ich ebenfalls noch dieses Gefühl, dieses Drängen zu mißdeuten:

Nur einmal!

Aber wie wir oben saßen im gemütlichen Geplauder mit Frau Loew, einer entzückenden, liebenswürdigen, klugen Frau und als Lotti hereinkam in der weißen Küchenschürze und sich als „Mädchen für Alles" gerierte, da wußte ich, daß ich nicht nur einmal, daß ich oft in diesem traulichen Zimmerchen weilen werde unter diesen lieben, lieben Menschen.

Und wenn ich noch solche verzehrende Empfindungen zu überwinden hätte, als in dem Moment, wo mir Herr W . . . vorgestellt wurde und ich das eigentümliche Lächeln des Einverständnisses um Lotti's Lippen sah.

Es war ein Freund von Lotti's Bruder und wurde demgemäß behandelt. Ob Frau Loew von dem Herzensverhältnis Lotti's wußte, war mir im Anfange nicht recht klar.

Später erst, wo ich festen Boden der Freundschaft in diesem Hause gewann, war es ein leichtes, in dem Kopfnicken dieser klugen Mutter zu erkennen, daß sie das Kind ausleben, dem Kindchen das Vergnügen lassen wollte.

Herr W. kam gewöhnlich nach dem Abendbrot, musizierte ein wenig und plauderte. Er war ein recht gemütlicher, friedlicher, nicht übermäßig geistreicher oder gar gescheiter Mensch.

Jetzt darf ich auch seine Charakteristik angeben, da ich nunmehr nicht sein Gegner bin. — Ich darf demzufolge sagen, daß ich ihm nie Unrecht getan habe. — Im Gegenteil berührte mich dieses gemütliche, einfache Wesen damals unangenehm. Mein Kriegsplan wurde zu Nichte. An Kampf des Geistes, an Aetzung des Verstandes war nicht zu denken. Und auch Spott war nicht am Platze.

„Sehr, sehr nett,“ das sagte ich Lotti, als sie mich leise fragte: „Nanu?“ und in Wirklichkeit ist dem nichts hinzuzufügen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Frage des Temperaments schwebte mir auch an diesem Abend vor. „Du hast recht, Jungchen,“ meinte Stein, als wir davon sprachen, „das ist es eben . . . Die Lebhaftigkeit, der Ton fehlt diesen Menschen — das Feuer . . . Man kann „Nein“ sagen mit Betonung . . . man kann etwas erzählen mit Chik und Grazie . . . man kann lachen mit „Chen“ — das fehlt ihm . . .“

„Chen?“

„Ach — das weißt Du nicht . . . Chen ist ein hebräisches Wort, das sich nicht übersetzen läßt . . Auch das französische „Chik“ entspricht dem vollen Sinne nicht.

Chen ist undefinierbar. Ein Ton, eine Farbe, ein Laut, ein Hauch — jedenfalls etwas Sonniges, das gewinnt . . .

Das hat die Lotti . . . Das hat Herr W . . . — nicht. —

XVII.

> „Mit krummen Blicken — lehrtest Du mich krumme Bahnen; auf krummen Bahnen lernte mein Fuß — Tücken."

Meine Mutter hat mich in Berlin besucht. Sie war in Leipzig bei ihren Verwandten und machte einen Abstecher bei mir. Sie ist sehr einsam, deshalb fuhr sie nach Leipzig; sie hat Sehnsucht und kam zu mir.

Ich sehe aber, daß ich ihrer Obhut entwachse. Von Lotti hab' ich ihr nicht erzählt.

Wieder war es mein Freund, der den Stein ins Rollen brachte. Am dritten Abend, als er mit Mutti plauderte, sagte er plötzlich halb im Scherz und halb im Ernst: „Würde es Sie nicht interessieren, die Familie kennen zu lernen, wo wir verkehren?"

Mutti blickte mich an. Ich blickte überrascht zu Stein hin. „Meinst Du?"

Mutti sagte: „Man kann doch nicht so plötzlich —“

„Ach, das sind liebe Leute . . . Die werden sich freuen,“ und ohne Bedenken aufkommen zu lassen, erhob er sich, nahm Hut und Mantel; an der Türe sagte er: „Ich bin der Vorläufer; ich kündige den Besuch an.“

Wir gingen.

Und es war schön, diese zwei Mütter miteinander plaudern zu sehen. Herr Loew war an diesem Abend ebenfalls zu Hause. Wir lernten in ihm einen gemütlichen, biederen, schlichten Mann kennen, der nur in den Augen Güte besaß; seine Physiognomie war grob, gewöhnlich; ein Durchschnittsmensch.

Im Lachen, das laut klang, lag etwas von der Behäbigkeit des deutschen Bürgers. Als deutscher Bürger politisierte er auch gern und Stein war bald in einer sehr lebhaften Debatte mit ihm verwickelt.

Ausnahmsweise war Herr W . . . nicht zugegen; er war im Theater, erfuhr ich später von Lotti. Jedenfalls behielt ich von dem Abend eine schöne, harmonische Erinnerung.

Nachdem wir Tee getrunken hatten und das Gespräch lebhaft wurde, entstanden Gruppen. Gruppen, wie man sie immer beobachten kann, wenn ein fast instinktives Fühlen Menschen trennt

und aneinanderzieht. Manchmal sieht es wie Zufall aus; es ist aber, nach meiner Beobachtung, immer der Wille, der hier die Sonderungsarbeit übernimmt.

„Wir sondern uns so ab,“ raunte mir Lotti zu, als wir lange miteinander gesprochen hatten.

Ich erwiderte lächelnd: „Die Anderen sondern sich von uns ab.“

Beide blickten wir zu unseren Müttern hin und in diesem Augenblick vereinigten sich unsere Gefühle, konzentrierten sich unsere Empfindungen auf einen Punkt: Mutterliebe.

In Gegenwart meiner Mutter schien es mir, als ob ich Lotti, das Weib, erst jetzt zu würdigen verstände.

So wird sie aussehen — später — als Mutter . . .

Das war ein wohliger Schauer, der mich überlief. Es war mein reinster Gedanke, den ich je gedacht. —

Da erst erwachte das Familiengefühl in mir, das starke, sensitive und tiefgründige Familiengefühl des Juden.

Lotti's Augen sagten mir, daß sie es verstand, was mich bewegte und sie bewies mir das in unzweideutiger Weise: „Das ist die einzige Furcht, die ich habe vor meinem Bund mit W . . .“

Ich hatte noch nie mit einem jungen Mädchen über solche Dinge gesprochen. Aber diese Auseinandersetzung erhob meinen Glauben in eine Sphäre der Erhabenheit und der Weihe. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Stein debattierte. Nur zwinkernd sah er zu uns hin mit seinem breiten, gefälligen Lächeln.

Er störte unser Gespräch erst nach einer langen Pause: „Komm mal her; hilf mir."

Lotti ging zu den „Müttern".

Stein sagte: „Ich hab' die Ehre, Dir hier einen Zionisten vorzustellen — einen National-Juden."

Zu Herrn Loew gewandt fuhr er fort: „Und ich sage Ihnen nochmals: Sie sind Zionist aus Not . . . Nur aus Not . . ."

„Aber —"

„Lassen Sie mich ausreden . . . Sie sind es geworden — nicht als Jude, aus dem Gefühl, sondern als geschmähter Jude — aus Verstand . . . Ist dem so?"

„Werden Sie einem Sozialisten auch seine Armut vorhalten?" fragte Herr Loew.

„Aber ich halte ja nichts vor . . . Im Gegenteil . . . Ich begrüße es freudig. Obwohl mit einem Gefühle der Bitterkeit gemischt . . ."

„Aber warum?“

„Nun, mit dem Gefühle des geschlagenen Hundes . . . verzeihen Sie den Vergleich . . . Das Selbstbewußtsein mußte erst, sozusagen, aufgepeitscht werden. Druck hat Gegendruck erzeugt . . .“

„Also, Sie meinen der Zionismus ist nicht . . .“

Stein unterbrach ihn: „Der Zionismus ist nicht Selbstzweck für mich . . . Der Zionismus kann dem Judentume nur Handlangerdienste tun — wenigstens vor der Hand . . .“

„Aber Zion als Sammlungspunkt.“

„Als Ideal, sagen wir lieber . . . Ist sehr hübsch . . . Als Ideal für die Jugend, zum Anspannen der Kräfte, zum Anregen der Phantasie . . . aber auch nicht mehr . . .“

„Sie meinen, der Judenstaat sei nicht möglich . . .“

„Möglich? Das ist krumm gefragt. Möglich schon . . . Begründet kann er werden . . . aber die Organisation hält nicht stand . . . Unmöglich . . .“

„Und warum? Dr. Herzel . . .“

„Dr. Herzel mag tausend mal ausrechnen und diplomatisieren . . . Die österreichischen Juden werden mit den deutschen nicht harmonieren . . .

Sie sind vor der Hand Gegensätze . . . Es ist noch nichts geschaffen, das sie verbindet . . ."

„Und was muß das sein?"

„Ja, wenn ich das wüßte?! Vielleicht ist es die Religion . . . . Vielleicht die Kunst . . . . . Jedenfalls das Bewußtsein der inneren Zusammengehörigkeit . . ."

Lotti kam auf unsere Gruppe zu: „Ihre Frau Mutter will gehen."

Der Kreis vereinigte sich wieder.

Der Abschied war ein herzlicher. Mutti sagte zu Frau Loew: „Geben Sie acht auf meinen Jungen, bitte." Und Stein lächelte so froh zu Lotti und zu mir herüber, so vielsagend-frech, daß ich errötete.

Lotti nahm die Lampe und gab uns das Geleite die Treppen hinunter und Stein leistete sich den Spaß, zu behaupten: „Fräulein Lotti fürchtet jetzt hinaufzugehen, Du könntest sie hinaufbringen."

Lotti sagte: „Ich bin ein „Berliner Kind."

Es war schön! —

XVIII.

„Wer das Land: „Mensch“ entdeckte entdeckte auch das Land: „Menschen-Zukunft!“

Es war schön! Auch Mutti hat's gesagt.

„Halt' Dich an diese Menschen fest,“ riet sie mir.

Aber fast schien es mir, als ob ich diese Menschen aus dem Gesichtskreis verlieren sollte.

Indem ich mich an jenem Abend so wohl fühlte, da ich Lotti für mich allein hatte, berührte mich bei der nächsten Gelegenheit die Anwesenheit W . . .'s um so unangenehmer und unwohler.

Zwar konnte ich nicht bemerken, daß Lotti's Liebenswürdigkeit irgend einem von uns den Vorzug gab. Und während ich mit ihr war, kamen auch gar keine Zweifel und kein Unbehagen, aber außerhalb ihrer einflußreichen Nähe war ich elend. —

Und so kam es, daß ich eines Tages den Entschluß faßte, auszubleiben. Stein sagte nur: „Schwächling!“ und biß die Lippen aufeinander.

Doch hätte ich's nicht aushalten, meinem Vorsatze nicht treu bleiben können, wenn nicht ein Zufall meine Aufmerksamkeit auf eine andere Erscheinung gelenkt hätte.

Eine echte Erscheinung der Großstadt.

Eine Zeitschrift fiel mir in die Hand mit der Aufschrift: „Freiheit".

Als ich sie las, hatte ich das Gefühl, hier seien gebundene Kräfte, die sich in ihrem Idealismus betäuben.

„Ein paar jugendliche Hitzköpfe," charakterisierte Stein, „Kampf-Naturen . . ."

Ja, er hatte wieder einmal recht. Ein Kampf gegen alles Bestehende wurde da mit tönenden Worten geführt. Auch mit warmer Ueberzeugung, aber hitzig und unberechnet. Gegen Moral galt der Kampf, gegen Moral in Gänsefüßchen; gegen Staat und Gesellschaft.

Das kleine Heftchen lud die Leser ein, Mittwoch zusammen zu kommen, „um Gleichgesinnte zu vereinigen und Gleichfühlende zu vereinen."

Ich ging hin, obwohl oder weil Stein lachte.

Es war eine merkwürdige Gesellschaft, die ich da beisammen traf. Männer und Frauen saßen zusammen. Jeder hatte ein Heft der periodisch erscheinenden Zeitschrift in der Hand.

Oben am Vorstandstisch saß ein junger Mann

mit bleichem, fast wächsernem Gesicht und schrieb. „Das ist der Redakteur," raunten sich die Leute zu.

Und der Redakteur erhob sich und begann seinen Vortrag über „Die heutige Ehe des Zwanges und die freie Ehe der Zukunft."

Mit scharfen Worten geißelte er die „Mammon-Ehen", wie sie heute sind, ohne Gedanken-Einheit, ohne Gefühlsgemeinschaft.

Beredt schilderte er die höhere, die geistige, die freie Ehe zweier, gleichgesinnter Psychen.

In der Diskussion traten scharfe Gegensätze hervor. Ein junger Schriftsteller sprach davon, daß es ein Unsinn sei, von freier Ehe zu sprechen. Ehe ist eine Fessel, ein Versprechen für immer, ein Garantieren für ewig. Das sei unmöglich. Gefühle sind Flammen. Sie können hoch empor lodern und dann erlöschen. Empfindungen sind Gluten, die im Moment verzehren, aber für die Dauer von der Asche des Alltags, der Gewohnheit bedeckt werden.

Hier trat ich zum ersten Male als Redner auf. Ich sprach von gegenseitiger Hochachtung, vom gegenseitigen geistigen und seelischen Halt, die der Mann dem Weibe und das Weib dem Manne werden soll und muß. Das Band der Ehe, das Gefühle geknüpft, kann locker werden, das Band der gemeinsamen Freuden und Sorgen, hauptsächlich

aber das Band der Kinder ist stark genug, um Menschen beieinander zu halten.

Ich sprach mit Wärme. Besonders die letzten Worte. Ich weiß es nicht sicher, aber mir kommt's vor, als ob ich im Geiste Lotti vor mir hätte stehen sehen . . .

Der Redakteur reichte mir die Hand und schüttelte die meinige warm und herzlich.

„Wir finden uns zusammen," sagte er triumphierend; „wir haben ein Kainszeichen auf der Stirn, wir Sehnenden . . ."

— — — — — — — — — — — — — —

Dieser Bewegung schloß ich mich an und ich widmete mich ihr mit Leib und Seele. Da war es auch, wo ich meine Feder erprobt habe. Ich wurde ständiger Mitarbeiter der „Freiheit".

Ja — als der Redakteur nach Breslau verreiste, wurde ich einstimmig zum Redakteur gewählt.

Stein nannte mich: „Humanitätsdusel oder Menschenrechtler." Sonst redete er nicht drein, erkundigte sich im Gegenteil sehr interessiert um die Fortschritte unserer Gesellschaft.

Und sie machte Fortschritte!

Wir gewannen immer neue Mitglieder und konnten uns entschließen, die Zeitschrift anstatt zwei-

wöchentlich, jede Woche erscheinen zu lassen. Ich war der Leiter und genoß allgemeine Beliebtheit.

Bis es kam —: Ich sollte erfahren, daß ethische Grundsätze mit Wort und Feder leichter zu predigen sind, als zu halten.

Es war an einem Mittwoch. Ein zahlreiches Publikum hatte sich zusammengefunden, um den Vortrag über „Kunst und Leben" anzuhören.

Mein Vortrag erfreute sich eines rauschenden Beifalls. Meine Freude war groß. Des Händeschüttelns war kein Ende.

„In Schönheit begeht man keine Sünde," wiederholte ein junges Mädchen, als ich vorüberging, ein Zitat aus meinen Ausführungen. Ich war eingetreten für alles Freie und Schöne. Alles ist frei, was rein, was schön ist. Alle Religionen basieren darauf. Der Begriff Heiligkeit ist eben nur und ausschließlich Reinheit und Schönheit.

Ich kam auf die einengenden Normen der Geschlechts-Moral zu sprechen. Man verdammt alles, verfehmt Jeden, ohne zu verstehen . . . Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst ist zum leeren Schall geworden . . .

Alles klatschte Beifall. —

Ich aber sollte erfahren, daß nicht alle mit mir übereinstimmten. In der Diskussion trat ein Red-

ner auf, der mich an vergangene Tage, an das Gymnasium erinnerte.

Katzenartig, geschmeidig wählte er seine Taktik. Es sei gewissen Völkern leicht, Unmoral zu predigen, weil sie selbst Wilderer seien; der Zigeuner würde wahrscheinlich das Stehlen für erlaubt erklären . . . Manche Völker seien die zersetzenden Elemente . . . Die Maulwürfe der Gesellschaft . . .

Das Wort „Jude" mied er geflissentlich. Und als ich zur Erwiderung die Kanzel bestieg und davon sprach, rief er mir zu: „Er hat's gemerkt."

Und die Brutalität der Menge konnte sich des Lachens nicht enthalten . . .

Das war ein tiefer, nagender Schmerz, an dem ich lange, lange litt . . .

Die Unbarmherzigkeit der Masse lernte ich kennen und ihre leicht zu peitschenden Instinkte.

Sie klatschten auch mir dann Beifall, als ich erklärte: Menschenrecht habe jeder zu fordern, Christ und Jude . . .

Dieser Mittwoch-Abend hat mich um Jahre an Erfahrung reicher gemacht.

Und welch schmerzliche, wühlende Erfahrung!

XIX.

„Das Erdbeben verschüttet viele Brunnen, dies schafft viel Verschmachten; dies hebt aber auch innere Kräfte und Heimlichkeiten ans Licht ... Im Erdbeben alter Völker brechen neue Quellen aus ...“

Ein schmerzliches Verstehen war meine Erkenntnis. —

Ich sprach nicht davon; aber in mancher Geistes-Dämmerstunde beschäftigte mich diese Erkenntnis.

Freund Stein sagte ich nur, ich sei der Sache müde; er sagte ernst: „Du bist nicht zum Volksbeglücker geboren ... wenigstens in diesem Sinne nicht.“ Er sprach sonst nicht in derartigen Gemeinplätzen und deshalb setzte mich dieser Ausspruch in Verwunderung. Da ich jedoch wußte, daß er im Examen stehe und nicht gerne gestört sein wollte, schwieg ich. Ich wußte, wenn er etwas besonderes damit meinte, würde er schon darauf zurückkommen.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Am andern Tage, als ich vom Kolleg kam, traf ich ihn beim Schreibtisch sitzen: „Ich hab' was entdeckt," rief er mir entgegen. „Du hast eine gute Feder . . ."

„Wie kommst Du darauf?"

„Na, ich hab' hier Deine „Blätter für Freiheit" durchgestöbert . . . zufällig . . . sind ganz nette Sachen drin. Solltest's mal versuchen."

Ich ging zum Schreibtisch hin und öffnete ein kleines Fach; daraus entnahm ich ein Heft, mein verschwiegenes Heiligtum: „Irrgarten der Sehnsucht." Und ganz ruhig sagte ich ihm, ohne Hast, ohne Scham: „Lies das und sag' mir dann . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage vergingen, ohne daß er darauf zurückkam. Ich war zu stolz, danach zu fragen; er schwieg. —

Von ihm habe ich erst viel später das Urteil erfahren. Zuvörderst kam es mir von einer Seite, von der ich's nie erwartet hätte.

Montag früh brachte mir die Wirtin einen Brief mit Schriftzügen, die ich genau kannte, die ich ihrer harmonischen Gleichheit wegen liebte: Von Lotti.

Ich war in letzter Zeit, wie erwähnt, nicht mehr hingegangen. Daß Stein noch fernerhin dort verkehrte, erriet ich, wenn er mir abends sagte: „Ich komme erst um halb elf bis elf nach Hause."

Sonst ging er nicht fort, weil er viel zu arbeiten hatte. Er forderte mich nicht auf mitzugehen. Und ich war stolz . . .

Da kam der Brief. Lotti schrieb mir: „Wenn der Berg . . . u. s. w." Sie hoffe, mir nicht zudringlich zu erscheinen. Aber es dränge sie, mit mir zu plaudern — über mein Manuskript: „Irrgarten der Sehnsucht." Und was sie sagte, bewies mir zur Genüge, daß ich verstanden worden bin.

„Es ist der Kampf der Persönlichkeit," schrieb sie, „mit der Welt. Und es freut mich außerordentlich, daß man die Persönlichkeit hinter jedem Worte so deutlich sieht und hört. Ich hab' versucht, objektiv und unvoreingenommen die Charaktere zu sehen: Es sind Typen . . . Ich hätte, offen gestanden, nicht geglaubt, daß Ihre Weltanschauung so geklärt sei. Sie sind Jude, mehr, als Sie es ahnen oder es sich gestehen. Diese „brennende Sehnsucht" haben Sie meisterhaft zu schildern verstanden, so wahr, daß auch in meinem Herzen eine verborgene Flamme entfacht wurde. In letzter Zeit wird mir überhaupt klar, daß ich mit mir, mit dem Judentume noch nicht ganz fertig bin. — Wer

weiß? Jedenfalls muß ich Ihnen sagen, daß Ihre Worte lebendig sind und lebendig wirken . . ."

Ich reichte Stein diesen Brief hin; „Stimmt!" brummte er.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Lotti sagte es mir auch persönlich, was sie mir schrieb. „Das sind Gedanken des ewigen Juden," fügte sie noch lächelnd hinzu.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein stolzes Selbstbewußtsein zeitigte sich in mir. — Nicht Trotz, sondern reiner, elementarer Wille. Im „Irrgarten der Sehnsucht" hatte ich meine Jugendeindrücke niedergeschrieben. Das Siegel der Ueberzeugungstreue fehlte. Nunmehr stellte sich dieser markante Zug ein: Ich wollte nicht nur Jude sein; ich war es mit Bewußtsein. Anderseits war das Bewußtsein kein aufgedrungenes, sondern selbstschöpferischer Wille.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mein Glauben wurde stärker. Ich sah nicht nur jüdische Eigenheiten, sondern auch eine jüdische Kultur.

Ich sah nicht nur eine jüdische Vergangenheit, sondern auch eine jüdische Zukunft. Und deshalb widmete ich der Gegenwarts-Arbeit meinen Blick.

Ich sah nicht mehr jüdische „Merkmale", sondern auch zäh-jüdische *Charaktere*. Der Charakter muß gehoben, konzentriert, meinetwegen modernisiert, kultiviert werden — die Grundlage, die Basis, das Jüdische bleibt.

Die Kultur muß eindringen, der moderne Geist, das moderne Wissen, der Kern bleibt, der Feuer-Kern, die Sehnsuchtssaat des jüdischen Herzens.

Das Rätsel Jude löste sich oder besser: war, schien mir lösbar.

Nicht durch Verquickung, Assimilation, sondern durch Trennung, Sonderung, aber auf der Grundlage eines Individual-Charakters.

Das *Spezifische ist, kann nicht trennend sein.*

Das Eigene ist gesund, kräftig, elementar und zeugend. Rassen-Psychologie kann ausgebeutet werden, wie es oft geschah, als Moment der Aufreizung.

In Wirklichkeit lehrt sie uns verstehen, erkennen. —

XX.

„Uns fehlt die alte Gleich-Gewichts-
Freude des jüdischen Menschen . . .“

Mein Freund hat seinen Doktor gemacht.

Bei Loew's empfingen uns strahlende Gesichter, als wir am Abend darauf den angekündigten Besuch machten.

Der Tisch war gedeckt; Blumensträuße standen darauf.

Und Stein ironisierte sich selbst: „Jetzt muß ich mir ein bischen mehr Pose zulegen,“ sagte er, „um Vertrauen einzuflößen.“

Lotti bemerkte ernst: „Der Arzt muß auch Liebe einflößen können.“

„Liebe?“ Stein pflanzte sich vor ihr hin und grinste ungläubig.

„Ja — Liebe zum Leben.“

Da schwieg er. —

Wir, Lotti und ich, sprachen noch lange über dieses Thema. Sonne muß der Arzt mit ins Haus bringen: Lebenssonne.

Diese fehlt uns allen.

Besonders uns Juden, als ganzes genommen. Wir haben zuviel vom Lebensernst, von der Trübheit und Trübsinnigkeit des Exils. Unsere Freude entspringt meistenteils dem Temperament und das Temperament muß erst von Lebenssituationen entfacht werden.

Uns fehlt die alte Gleichgewichts-Freude des jüdischen Menschen, der freudig war in seiner Arbeit, freudig als Mensch und als Jude.

Wir lachen nur über Schwächen, über Witze; uns fehlt der Humor, der gesunde, kräftige, ungekünstelte Humor.

Unser Lachen verscheucht die Schwermut besten Falls, die Sorgen-Schatten. Das Lachen der Mittagssonne kennen wir nicht. — — —

Lotti war eine Andere geworden, sah ich zu meiner Freude. Ich sagte es ihr. Und sie blickte mich ruhig an und beugte das Haupt nach links, dann ein wenig nach rechts: „Vielleicht."

Die Bestätigung erhielt ich von Tag zu Tag zu neuer freudiger Erregung. Eines Tages sah ich, wie sie Stein ein Buch zurückgab und sich bedankte.

Es war der „Choreb" von Samson Raphael Hirsch.

„Gutes und Schönes und Tiefes ist hier aufgespeichert," meinte sie, „aber zu viel wird an Glau-

ben vorausgesetzt. Vielleicht wenn ein Kind von Jugend auf, in diese Bahnen geleitet wird, kann es diesen Glauben ins Gefühlsleben einführen; wir nicht. Doch der ethische Kern, die Warmherzigkeit ist schön und groß."

Ich brachte ihr daraufhin Lazarus: „Ethik."

„Viel, viel moderner," urteilte sie.

„Modern ist wohl nicht der richtige Ausdruck," warf ich ein.

„Sagen wir: Vertiefter, differenzierter."

Ich fragte: „Sollen wir, die Schöpfer dieser Ethik oder doch die Erben dieser tiefen Herzensweisheit unser Erbteil aufgeben?"

„Die Grenzen werden verwischt durch die Humanität."

„Wer weiß es, wohin die Kultur steuert."

„Also, Sie glauben an eine Mission?"

„Des Menschen!"

„Als Jude?"

„Des Juden als Mensch."

Wir standen am Balkon, der in die Meyerbeerstraße führte. „Eng daran ist die Mendelssohnstraße," sagte Lotti.

Stein sagte: „Man hat die Juden zusammengedrängt . . ."

„Sie sehen überall Gespenster, Herr Doktor!“, sagte Lotti ironisch.

„Ich bin auch J u d e.“

„Das soll heißen?“

„Der glaubt nicht daran; aber er sieht sie überall . . .“

XXI.

„In eurem Sterben soll noch euer Geist glühen und eure Tugend, gleich einem Abendrot um die Erde . . .“

Meine Mutter starb.

Ich konnte an ihrem Sarge nicht weinen. Ich sah nur die große, öde Einsamkeit.

Das Fehlen des treuen Auges. Alles war düster geworden.

Mein Freund ging mit mir vom Friedhof, wo sie gebettet war und hielt seinen Arm in meinen geschlungen.

„Acht Tage bleibst Du noch hier — Trauertage.“

Kein neues, schwarzes Kleid ließ ich mir anschaffen. Ich lebte mit dem Geist der Mutter, deren Körper entschwunden war.

Freund Stein schnitt mir ins Gewand einen kleinen, schrillen Schnitt: Das ist jüdische Trauer.

Keine Besuche wurden empfangen. Niemand suchte mich mit Worten zu trösten.

Ein Paar Bekannte kamen und sprachen von ihr, von der Verstorbenen: Das war alles.

Ich sagte Kaddisch; ein Gebet, das alle sagen, immer, bei jeder Gelegenheit und das doch seine individuelle Bedeutung für jeden Einzelnen hat. —

Ein Aufschrei des gebrochenen Herzens — das dankt dem Gotte, dem Schicksal . . .

Lotti schrieb mir einige Zeilen; keine Trostworte; nur liebende Anteilnahme:

„Das Leben muß trösten. Die Menschen, die Sie lieb haben, die Ihnen zugetan sind. Es ist ein langer, rätselhafter Weg, den wir gehen, wir wollen ihn kürzen durch den Sang des Lebens."

Hätte ich nicht aus diesen Zeilen Lotti's goldene, hingebungsfähige Seele herausgelesen, so würde mich Steins Bemerkung: „Weiberlogik" verletzt haben.

So aber schwieg ich und er las mir eine Szene aus der Bibel vor: „— Und Isak tröstete sich um seine Mutter, da er Rebekka liebte."

In Höhen ruhen die Seligen — wir, die wir leben, stürmen vorwärts auf der Ebene des Seins. Die Hände gen Himmel gerichtet.

Lotti gehört mir. E i n Wille einigte uns:

„Wir wollen Juden sein, weil unser Bewußtsein stark und fest geworden ist, weil wir das Vergangenheitsleben durchdrungen und erkannt haben, weil die Erinnerung uns tausend Fesseln auferlegt, Fesseln der Seele, Bande des Herzens.

Wir wollen es aber auch sein, weil wir den geheimen S t i m m u n g s d u f t des Judentums eingeatmet haben, weil wir jüdische Freude lieben und jüdische Trauer unsern Sinn gewonnen hat, weil wir den Schwung der jüdischen Seele, den Akkord der jüdischen Lebens-Melodien vernommen, gehört, eingeatmet haben.

Weil Judentum Menschheitskräfte und Humanitätssäfte birgt — weil wir Juden sind.

Das Rätsel Leben ist ungelöst; seine Form, das Judentum liegt vor uns klar, wie stilles Mondlicht, das am Firmamente schwimmt . . .

Das Judentum ist uns Poesie des Lebens nicht nur, sondern auch: Leben . . .“

Schluß-Kapitel.

„Auf dem Baume „Zukunft" bauen wir unser Nest!"

In stiller, traumhafter Mitternachts-Stunde sitze ich über das Manuskript gebeugt. Vor mir liegt ein Toten-Schädel und dieser hohläugige Menschenkopf blickt mich merkwürdig an. Gar nicht, wie es die Poeten schildern, „schrecklich", „verwüstet", „grinsend" und wie all diese Schilderungen lauten mögen.

Nichts Gräuliches und Schreckenerregendes erzählt er mir.

Ich nehme ihn zur Hand und mustere ihn: Wer weiß! Er ist über das Rätsel: Leben gestorben . . . Ob dieser Schädel nicht mal ein Gehirn verschloß, das sich intensiv mit diesem Rätsel beschäftigte . . .?

Freund Stein liegt im anderen Zimmer. Ich dachte, er schläft. Plötzlich aber ruft er mir aus dem Bette zu:

„Hamlet, geh' schlafen . . . geh' in ein Kloster" . . .

„Du wachst noch?"

„Ja, ich beobachte Dich — Deine Zwiesprache mit den Geistern."

Ich will etwas erwidern; er aber wirft sich ungestüm auf die andere Seite, daß die Bett-Fugen krachen und ruft mir zu: „Gut' Nacht, Herr Dichter."

Ich weiß nicht, ist meine Natur zum Mystizismus geneigt oder glaube ich an diesen Freund und seine Seelenharmonie so sehr —: wie er mir „Dichter" zuruft, fühle ich ein jähes Zucken meine Glieder durchfahren; er hat mich auf meinen Gedankengängen ertappt . . .

Ich habe eine Geschichte niedergeschrieben; einen Spiegel der Seele wollte ich vorführen; ist mir das gelungen? daran denke ich.

Mich übertönt es wie Abschiedsweh, wie Trennungsschmerz bei dem Gedanken, daß ich nunmehr den Entwickelungsfaden jäh abreißen muß.

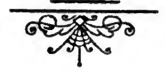
Tue ich das?

Nein. „Der Roman eines Juden" spielt nicht zu Ende, hat bei mir noch nicht ausgespielt. Die Zeit wird lehren, die Erfahrung.

Ich bin kein Held, aber auch kein Leidender, kein am Leben Verzweifelnder mehr.

Ich habe Gleichgewicht erlangt. Gleichgewicht und Erkenntnis.

Vielleicht wird die Erkenntnis das Gleichgewicht noch oft in Frage stellen, vielleicht werden noch Rätsel auftauchen und Geheimnisse mich quälen — vielleicht werde ich noch an mein Judentum oder um es leiden — jedenfalls einen Führer erkenne ich an: Wahrheit — Erkenntnis. —



Druck
von Ihring & Fahrenholz,
Berlin S., Prinzenstr. 86

